Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 18 — **Marburg i. H., den 4. Mai** — **1911**

PACIFIC Theological Sem...

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Anteil am Leben Christi — Persönlich-Praktisches aus der Dogmatik. Schluß — Kunst und Religion bei Hans Thoma — Aus Rom — Neuestes aus dem belgischen Kongo — Harnack — Erwiderung an Bonus — Verschiedenes: Amida Buddha unsre Zuflucht (Haas); Die Erschließung Japans (Wirth und Dirr); L'Evolution d'un Etat philanthropique (Claparède und Christ-Socin); Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte (Scholz); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Anteil am Leben Christi

Euer Leben ist mit Christo verborgen in Gott. Kol. 3, 3.

Auf dieser Erde leben, arbeiten, sorgen, jauchzen, weinen und in Alledem trachten „nach dem, was droben ist", das bedeutet die Auflösung unseres ganzen Lebens in unzählige Wanderungen zu Gott. So kommen wir nie zur Ruhe. Denn bei all den Gelegenheiten, die sich Anderen darbieten, um irgendwie aufzuhören, müssen wir erst recht anfangen und auf tausend Wegen immer wieder die Richtung nach oben einschlagen, wo Gott wohnt. So wird unser Leben, eben weil es dem Leben Jesu ähnlich ist, unruhig und wir sind mit unserem Herzen unaufhörlich unterwegs.

Allein eben diese Unruhe entsteht doch nur daraus, daß unser Herz einen Pol gefunden hat, nach dem es sich immer wieder richtet. Darum offenbart sich aber in dieser Unruhe die uns zugedachte Ruhe. Der Strom findet sein Meer. Gott selbst ist ewige Ruhe. Die Welt der Erscheinungen wogt in unaufhörlicher Bewegung, aber der Gott, von dem alle Bewegung ihren Ausgang genommen hat, verharrt in heiliger und seliger Ruhe. Die Wellen kräuseln die Oberfläche des Meeres, aber seine Tiefe ist von keiner Strömung bewegt. Die Winde fegen über das Land, Stürme umbrausen die Gipfel der Berge, aber hoch darüber beginnt das Reich der großen Stille.

Religion ist Heimweh nach einer Tiefe, bis zu der hinab keine Bewegung dringt, und Sehnsucht nach den Höhen, in denen alle Stürme schweigen.

Christentum ist Heimatsglaube. Wie Christus aus allen Kämpfen und Leiden heimgekehrt ist zum Vater, so wünscht sich unsre Seele:

> Ich wollt, daß ich daheim wär
> Und aller Welte Trost gar leer!

Und wie er in aller Unrast der Zeit ein verborgenes Heiligtum kannte, in dessen weihevolle Stille er in jedem Augenblick eintreten durfte, so möchten wir es auch haben. Trotz aller Hast, Mühe, Unruhe kann unser Leben mit Christo verborgen sein in Gott!

Der Weg aber zu dieser Geborgenheit in Gott steht überall offen. Wir dürfen nur nirgends in unserem Leben vor der Zeit Halt machen. Aus allem, was uns zustößt und zugemutet wird, ebenso aus dem, was wir rings um uns sehen, wie aus den mannigfaltigen Erlebnissen jeden Tages dringt eine Gottesstimme an unsre Seele. Dieser Stimme lauschen und die Richtung, aus der sie kommt, einschlagen unbekümmert um Lob oder Tadel der Menschen, das ist das Geheimnis des Lebens. Jedes Stücklein unsres Lebens gleicht dem Ausschnitt eines Kreises, und wie es von jedem Punkt einer Kreislinie einen Weg zum Mittelpunkt gibt, so können wir von jeder Pflicht und jeder Lust, von jeder Sorge und jeder Freude den Pfad zu dem hinter allen Lebensführungen und Lebensaufgaben verborgenen und auf unsre Seele wartenden Gott aufsuchen. So hat es Jesus je und je gehalten. Wer immer unterwegs ist zu Gott, der ist auch beständig aller Unruhe entnommen, und sein stilles, seliges Bekenntnis lautet: Mein Leben ist mit Christo verborgen in Gott.

C G

Persönlich-Praktisches aus der Dogmatik

Ueber den Sinn dieser Betrachtungen vgl. 1910, 43: 1. Zur Verständigung

12. Schluß

Im Andenken an den Anfang, an das Wort „zur Verständigung", muß das Schlußwort mit dem Geständnis beginnen, wie oft auf dem nun schon lange sich hinziehenden Weg das Bewußtsein drückte, den erstrebten Ton des „persönlich-praktisch" nur unvollkommen zu treffen; namentlich die Gefahr, allzusehr theologisch fachmännisch zu reden, ist gewiß nicht immer vermieden worden. Dieser Gefahr aufs neue lebhaft eingedenk möchte dies Schlußwort den im ersten Artikel vorangestellten Leitgedanken noch einmal möglichst einfach ausdrücken: Das wirkliche Geheimnis unsres Glaubens soll unverkürzt bleiben; aber ferne sei jede Verehrung einer Summe angeblicher Geheimnisse! Genauer: unverkürzt bleibe das Evangelium von dem in Jesus Christus offenbaren Geheimnis Gottes, das doch in seiner Offenbarung Geheimnis bleibt; aber als das Eine „kündlich große", dem wir uns in dankbarem Vertrauen demütig hingeben, gewiß des guten Rechts und der heiligen Pflicht solchen Vertrauens, eben darum völlig frei von grund- und zielloser Unterwerfung unter alle möglichen sogenannten Geheimnisse.

Von religionsphilosophischer Seite aus ist jüngst wieder einmal gesagt worden, schließlich könne sich keine Position, der von ihren Gegnern gewisse Unvollkommenheiten vorgehalten werden, anders verteidigen, als dadurch daß sie in den Aufstellungen der Gegner ähnliche und zwar größere Unvollkommenheiten nachweise; oder, wenn auf innere Widersprüche angeklagt werde, daß sie diese Anklage mit guten Gründen gegen die Kritiker selbst erhebe. Der Rat ist nicht großartig, aber gut, und, was die Hauptsache ist, wahr und notwendig. Im Grunde macht es Niemand anders und kann es Niemand anders machen. Nur ist herüber und hinüber Offenheit und Lernbereitschaft vorauszusetzen und der Verzicht auf leere Wortgefechte. Unser Schlußwort versucht von jenem Verfahren eine doppelte Anwendung. Es sei zuerst vom Inhalt unsres Glaubens, dann von seiner Begründung noch einmal die Rede.

Von seinem Inhalt. Seiner Tiefe und Weite sollten wir uns mehr „rühmen", wenn dieser paulinische Ausdruck hier erlaubt ist, also fern gerade von aller Rechthaberei, wie sie zumal uns Theologen zu schaffen machen kann; „rühmen" ja eben der Größe unsres Glaubens nach seinem gottgeschenkten Inhalt. Ein paar fast zufällig herausgegriffene Beispiele mögen das erläutern, die nach allem bisher Besprochenen vor der Mißdeutung, als

werde irgend etwas Großes verkleinert, weil es nicht direkt christlich sei, geschützt sind. Wir denken an Literaturwerke, die, aus der Flut des Alltäglichen und mit dem Tag Vergänglichen hervorragend, durch ihre innere Bedeutung Besitztümer unsres innern Lebens geworden sind, Ereignisse, mögen sie noch so sehr der Stille, ja der Einsamkeit gehören; das ist sogar eben oft ein Kennzeichen dieser Auserwählten, daß sie uns erst in der Stille, etwa fern auch vom gewohnten Beruf in Tagen gesammelter Ruhe, ihre Herrlichkeit offenbaren. Solche Werke mögen für manche unter uns Burckhardts weltgeschichtliche Betrachtungen, V. Hehns Goethe, W. Diltheys Erlebnis und Dichtung sein. Sie sollen jetzt ihren Reichtum durch unvollkommene Skizzierung nicht verlieren. Es genügt die Erinnerung, welche Welten großer, feiner, sinniger und sonniger Gedanken sich in ihnen erschließen. Dabei erinnere man sich aber auch etwa an das Wort Diltheys über Goethe, wie er das letzte Geheimnis, das der Ewigkeit, an den Rand des Bewußtseins geschoben, oder daß Verantwortung und Freiheit etwas anderes bedeute in der alten und neuen Lebensansicht; ferner etwa an die mancherlei pessimistischen Untertöne in jenen tiefen weltgeschichtlichen Betrachtungen, die doch nicht bloß dem Kulturdünkel tötliche Stöße beibringen, sondern auch die Zukunftszuversicht lähmen können; endlich an die Behandlung der religiösen Frage bei Hehn, der trotz aller Versenkung in seinen Helden an diesem Punkt nicht immer Ruhe und Gleichmaß gewahrt. Damit vergleiche man nun die Wahrheiten und Verheißungen des Evangeliums, vielmehr das große Erleben seiner Wirklichkeit, wie es im schlichten Glauben der Gelehrten und Ungebildeten sich darbietet, zum Nacherleben anbietet. Wo sind die höchsten Werte, wo die tiefsten Wirklichkeiten? Und ist es wahr, daß die Weite und Breite der Welt nur durch Verzicht auf die Welt zu gewinnen sei? Vielmehr freilich durch Verzicht, aber was für einen? Ist es nicht einer, der Gewinn des noch Größeren bedeutet und alles andere Große neu, rein wieder gewinnen läßt? Mit einem Wort, das „Sei nicht allzu gerecht“ des Predigers sollten wir uns ernster zur Losung machen, wenn wir das Evangelium vergleichen mit allem, was sonst groß und herrlich ist. Gerechter sollten wir wieder werden gegen das Evangelium. Solche Gerechtigkeit, die eins ist mit demütiger Dankbarkeit, würde die Gerechtigkeit und die Wertschätzung und den Dank gegen alles Andere nur mehren und vertiefen.

Aber gesetzt auch, unsre ganze Seele kehrte sich verlangend dem Evangelium zu: ist es denn möglich, diesem Zuge sich zu überlassen ohne Verkürzung des Wahrheitssinns, mit wirklich gutem Gewissen? Wir können doch nicht mehr sagen: „Wär es nichts gewesen als ein Traum, so war es einer, wert, sich sein zu freun.“ Ist nicht über die Begründung des christlichen Glaubens schon entschieden, d. h. über seine Grundlosigkeit? Wir wenden den vorausgeschickten Gedanken nun nach dieser Seite. Freilich ist das Eine nicht vom Andern zu trennen. Wer den Inhalt unsres Glaubens, den Glauben an das Nahekommen der ewigen Liebe, nicht als das höchste Gut anzusehen vermöchte, für den wäre ja jede Begründung umsonst, weil gegenstandslos; und es fehlt wirklich in weiten Kreisen an der hingebenden Bereitschaft, den Inhalt des Evangeliums mit allem, was sonst als letzte Wahrheit über Welt und Gott sich darbietet, vergleichend zu messen. Aber Andere würden gern „glauben“, wie sie sagen, wenn sie nur könnten, wenn nicht „die Unmöglichkeit dieses Glaubens bewiesen wäre“. Dann bleibt uns nichts übrig, als zunächst einmal zu zeigen, wie wenig „bewiesen“ der entgegengesetzte Glaube ist. Ja, wirklich der entgegengesetzte Glaube. Denn das eben ist es, was man den Gegnern vor allem immer aufs neue deutlich machen muß, daß sie ihren Glauben gerne Wissen nennen und daß sie es ohne Grund tun. Nämlich weil nicht etwa die christlichen Apologeten zu ihren Gunsten von unüberschreitbaren Grenzen des Wissens reden und sich eine auf ihre Bedürfnisse zugeschnittene Erkenntnistheorie bereiten. Nein weil „Tatsachen harte Dinge sind“, mit dem englischen Naturforscher zu reden; die härtesten aber die Grundtatsachen unsrer geistigen Existenz, seine uns gegebene innere Struktur. Und nun braucht man keineswegs, wie man immer wieder die Sache darzustellen liebt, ein eingeschworener Kantianer, ein „Kantianer strengster Observanz“, im Sinn einer ganz bestimmten Deutung Kants zu sein, um von der Grundtatsache unsres Geisteslebens sich zu überzeugen, die hier in Frage steht. Vielmehr genügt die so gut wie allgemeine Stellung des heutigen Bewußtseins zu den letzten Fragen menschlicher Erkenntnis. Ich erinnere beispielsweise an die Ausführungen, die vor kurzem E. Troeltsch über den Begriff der Kontingenz und seine Bedeutung gegeben hat (Z. Th. u. K. 1910, 421 ff.). Er zeigt, daß dieser Begriff alle philosophischen Probleme in sich enthält, wie ebenso von der entgegengesetzten Seite her das Problem des Rationalismus sie enthält; daß aber die Frage nach dem Verhältnis des Notwendigen zum Zufälligen, des Rationalen zum Irrationalen, des Tatsächlichen zum Begrifflichen unlösbar, ein Ausgleich zwischen beiden, der nicht auf Spannungen, ja Widersprüche stieße, unmöglich ist; daß der größtgedachte Entwurf einer Vermittlung, die Kantische Lehre, eben darum doppelte Deutung offen läßt. In ganz anderer Weise haben W. Dilthey in der „Einleitung zu den Geisteswissenschaften“ oder Fr. Traub in „Theologie und Philosophie“ gezeigt, in welchem Sinn Metaphysik unmöglich sei. Die großen Verschiedenheiten in der Verwertung dieses Grundgedankens beleuchten nur desto heller die Uebereinstimmung in dem entscheidenden Punkt, auf den hier alles ankommt. Dasselbe gilt von der interessanten Zusammenstellung der Weltanschauungsversuche heutiger Philosophen überhaupt in der „Kultur der Gegenwart“. Alle Verheißungen von dem neuen Aufstieg der Metaphysik oder vom religiösen Apriori ändern an jener Grundtatsache unsres Bewußtseins, soweit sie hier in Betracht gezogen ist, gar nichts. Es ist oft fast erheiternd, wenn nach den erhabenen Prophetieen auf die erkenntnismutige Zukunft in irgend einem Nebensätzchen die „selbstverständliche Grenze“, die „selbstverständlich vorauszusetzende persönliche Bereitschaft“, der „Wille zur Religion“ eingeführt wird.

Nun aber, von dieser Erkenntnis, von der zu hoffen steht, daß sie immer allgemeiner anerkannt wird von allen, die ihre Begründung in der Natur unsres Geistes einsehen, und nicht, wie der Materialismus, diese selbst nicht in ihrer Wirklichkeit aufzufassen vermögen, von dieser Erkenntnis kann, soll, darf der christliche Glaube vollbewußten Gebrauch machen, viel bewußter, durchgreifender, als oft auch von denen geschieht, die sie doch anerkennen. Nicht in der schlaffen Art, daß er die Schranken unsres Erkennens in bequemer Weise zur Aufrichtung einer äußerlichen Autorität benützte und etwa gar herrschsüchtig folgerte, also komme es auf ein wenig mehr oder weniger Unbeweisbarkeit nicht an, und es sei einerlei, was und wieviel man glaube, welche „Geheimnisse“ man „anerkenne“. Vielmehr aus seinem eigenen Wesen heraus versteht der Glaube jene innere Schranke des auf die höchste Wahrheit gerichteten Erkennens. Er begreift: wenn es Glauben soll geben können, der den Namen verdient, persönliches Vertrauen auf den lebendigen Gott, so kann es nicht anders sein. In der Einsicht dieser Notwendigkeit um des Glaubens willen verliert er jedes böse Gewissen, als behauptete er etwas seinen Bedürfnissen zu lieb ohne Grund. Er versteht, warum es dabei bleiben soll „wer Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen“, gerade indem er erlebt „doch will er treu zu jeder Zeit sich uns verbünden“. Und in diesem Verständnis achtet er in demütiger Treue auf die Wege, wie Gott sich mit ihm verbünden will. Verbünden durch sein Nahekommen allüberall, zuhöchst aber in der Geschichte, deren Mittelpunkt Jesus ist. Durch sein Sichkundtun freilich für unser Bewußtsein, als Erfüllung der tiefsten in ihm angelegten Bedürfnisse, Sehnsüchte, Zielsetzungen, aber nicht nur in unsrem Bewußtsein, durch ein inneres Erleben, das seine Wahrheit in sich selbst trüge. Denn der nach Gott verlangende Mensch will über sein eigenes Bewußtsein von Gott hinaus, hinein in das wirkliche Erleben des wirklichen Gottes. Und dieses Erleben ist für ihn unzertrennlich von Jesus als Gottes wirklicher Selbstoffenbarung. Die „zufällige Geschichtstatsache“ ist für ihn keine zufällige, sofern er ihre Unentbehrlichkeit für den Glauben an Gott versteht; aber die Wahrheit wird nie eine notwendige, als verdankte sie der Not-

wendigkeit des Gedankens ihre erlösende Wirklichkeit. Hier ist jener für unser Denken unlösbare Zwist zwischen Rationalität und Irrationalität im Erleben des Heilsvertrauens zum Frieden geführt, und so, daß wir verstehen, warum er nicht anders geschlichtet werden kann. Daß darin auch für das Erkennen selbst die tiefste Befriedigung liegt und daß es dadurch von jeder äußern Beschränkung endgültig befreit ist, kann hier nur noch als stets neu sich bewährende Zuversicht des Glaubens behauptet werden.

Auf das Eine Geheimnis der Gemeinschaft mit Gott sind je bei den einzelnen Betrachtungen die angeblich vielen Geheimnisse zurückgeführt worden. Dieses Eine ist uns Christen das in Jesus Christus offenbare. Die Offenbarung dieses Geheimnisses hat um ihrer selbst willen, weil sie Offenbarung Gottes ist, notwendig immer eine Seite des Geheimnisses, solange es im Vertrauen werdender Christen lebendig werden soll. Aber wir verstehen, warum? Diese persönliche Grundstellung zu dem offenbaren und immer zugleich aufs neue geheimnisvollen Geheimnis Gottes ist, wie der höchste Gegenstand des tiefst eindringenden Nachdenkens, so um ihres Wesens willen jedem schlichtesten Gläubigen zugänglich; die Dogmatik auch in ihrer Begründung, wenn man so sagen will, als Religionsphilosophie bleibt „persönlich-praktisch". Und „erst", nicht „schon" neunzehn Jahrhunderte haben angefangen, den „unausdenklichen Reichtum des Geheimnisses Christi" ein wenig zu erschließen.

Th Häring

Kunst und Religion bei Hans Thoma

Die Hochflut der Verehrung und Begeisterung, mit der am 2. Oktober 1909 Hans Thoma in Karlsruhe anläßlich seines 70. Geburtstags gefeiert wurde, ist zurückgeebbt; „das Winzerfest seltener und erlesener Art", wie Otto Frommel als Vertreter der Heimatkunst die sonnigen Herbsttage in Karlsruhe nannte, mit seinen Dankesbezeugungen und seinen eigenen bedeutungsvollen künstlerischen Leistungen ist verklungen. Es ist gut so. So läßt sich prüfen, was von all dem im Festjubel Gesagten und Geschriebenen einer ruhigen Betrachtung standhält, so läßt sichs in Unbefangenheit und Ruhe erwägen, ob Hans Thoma mit seiner Kunst uns bleibende Werte zu geben hat, und wo sie liegen. Es ist nicht unmöglich, daß Viele sich in eine Ueberschätzung des ehrwürdigen Meisters haben hinein reißen lassen. Vielleicht leiden aber manche unserer Gebildeten auch an mangelndem Verständnis gerade für seine Eigenart und laufen Gefahr, ihn zu unterschätzen.

1

Worin liegt die Größe Hans Thomas? Der Kunsthistoriker wird ihn in die Entwickelung deutscher Kunst des neunzehnten Jahrhunderts einzureihen suchen; er wird es als ein Problem, aber auch als erfreuliche Tatsache hinstellen, daß sich Thoma in keiner Kunstschule und keiner Richtung restlos unterbringen läßt. Thoma hat in der Tat mit gesundem Realismus und starkem Natursinn gegen allen Akademismus und alle schulmäßige Kunst durch sein mutiges Auftreten tatkräftig opponiert, so daß er sich von Kritikern und Publikum in Karlsruhe die Verhöhnung gefallen lassen mußte: „Meister Klex hat wieder ausgestellt" oder „Dem pp. Thoma sollte das Ausstellen im Kunstverein verboten werden". Er ist erst in seinem 51. Lebensjahr, 1890 in München, als Naturalist höherer Ordnung von den sogenannten Jungen entdeckt und auf den Schild erhoben worden. Und doch zeigen fast alle seine Werke wieder so viel Ideen und so viel Gemüts- und Stimmungswerte, so viel dichterische Durchdringung und Phantasie, daß mit ihm doch der stilgerechte Verismus und zunftmäßige Sezessionismus nicht auf ihre Rechnung kommen. Er ist ähnlich wie Böcklin und Leibl seine eigenen Wege gegangen, er hat gemalt nicht einer Schule oder dem Publikum zu lieb, sondern seinem innern Drange folgend; er ist sich selber allzeit treu geblieben.

Der Techniker, der Vertreter der heute noch vielbeliebten l'art pour l'art, wird uns instruieren über die Vielseitigkeit Thomas, über seine Fähigkeit und selbständige Fortgestaltung der Technik des Malens (Oel und Tempera), der Tusch- und Federzeichnung, der Radierung, der einfarbigen und bunten Lithographie. Besonders in der Steinkunst ist er ein Meister vor Andern geworden. Die Vertreter der heimatlichen Kunstpflege der Griffelkunst, des Kunstgewerbes u. A. haben es dem Meister beim Fest in mannigfachen Zungen gerühmt, was sie ihm in technischer Hinsicht verdanken.

Das mag alles bedeutend sein und Thoma über den Durchschnitt der Künstler hinausheben. Aber seine Größe liegt doch noch weit mehr in dem, was er mit seiner Technik und seiner Kunstrichtung auszudrücken wußte, nicht in dem Wie? sondern in dem Was? seiner Kunst. Er ist Künstler und Mensch zugleich; in seiner Kunst liegt die ganze Seele, sein volles Menschentum. Weil er ein bedeutender Mensch ist, verlangt er viel von sich und gibt er auch viel als Künstler. „Alle Kunst geht aus der Einheit der Seele hervor, und so wird sie dort, wo sie Eingang findet, zur Einheit der Seele sprechen", diese Betrachtung trifft am allermeisten auf ihn selbst zu. Ein Stück seiner Seele ist aber seine Heimatliebe, sein Heimatsinn. Wie er das heimatliche Milieu mit dem Seelischen verknüpft, wie er in den äußeren schlichten Vorgang ethische, soziale, ja geradezu religiöse Werte hineinzulegen vermag, dafür ist ein besonders sprechendes Bild sein „Mondscheingeiger", den er in dreifacher Variierung geschaffen hat. Selten hat ein Künstler mit so einfachen Mitteln, so ruhigen Linien und so wenig Farbentönen ein so reiches Seelengemälde geschaffen, wie diesen Geiger aus dem Volk. Thomas Kunst, besonders seine Landschaften und Heimatsbilder verkünden die Gelassenheit eines stillen Kämpfers und eines in sich abgeschlossenen Menschen. Hier klingts in Märchenton und Volksliedweise vom Schönsten und Beglückendsten, was der Mensch in Hütte und Palast gemeinsam haben kann, hier freut man sich in stiller Beschaulichkeit der Natur, der gesunden Volkssitte, der Heimat, hier überhört man für eine Weile die schrillen Töne der Großstadt und den dröhnenden Schritt des Zeitalters der Maschine und man atmet inmitten der Unrast unseres Geschlechts den Frieden einer auf die Quellen des Seins zurückführenden Gemütswelt.

2

Das Tiefste aber in Thomas Persönlichkeit und Kunst ist seine Religion. Auf sie muß näher eingegangen werden, will man Thomas Kunst in ihren letzten Wurzeln und in ihren so mannigfachen Verästelungen verstehen und würdigen.

Der Meister hat mir selber in einer stillen Stunde nach dem Sturm der Jubiläumsfeiern erzählt, wie es kam, daß er zur evangelischen Kirche übertrat, und welche Einflüsse schon in der Jugendzeit seine Religiosität gestaltet haben. Er hing bis an sein hohes Alter mit rührender Liebe an seiner Mutter; diese war wie er selber katholisch getauft — aber sie war tief religiös und gerade deshalb evangelisch gesinnt und wurde hauptsächlich durch freundschaftliche Beziehungen nach dem evangelischen Wiesetal und Basel mit evangelischen Anschauungen vertraut. Sie las eifrig in der Bibel, hielt ihre Morgenandacht aus Goßners Gebetbuch — sie hatte darin ein Bildchen, den dornengekrönten Heiland, welches sie öfters küßte in tiefer Andacht. — Darin blieb sie doch katholisch.

Die Art von religiöser Unruhe in der Familie äußerte sich auch besonders in dem Wesen von zwei Brüdern seiner Mutter.

Der eine war von philosophischer Veranlagung, ein guter milddenkender Mensch voll Gerechtigkeitssinn; er war unfähig, Menschen oder Tieren irgend etwas zu leid zu tun, er achtete das Recht aller Wesen; von der offiziellen Kirche hielt er sich fern und ging still seine eignen Wege — ein Freund und Beobachter der Natur. Er war mild und versöhnlich ohne Lust zur Opposition gegen das Herkömmliche. Der katholische Priester, dem der Onkel immer aus dem Weg gegangen war, besuchte ihn auf dem Krankenlager vor dem Tod. Beide empfanden für einander eine unerwartete Sympathie, so daß sie beide gegenseitig bedauerten, einander nicht schon früher gekannt zu haben.

Der andre Onkel war in vieler Hinsicht das Gegenteil.

Er trat offen zum lutherischen Glauben über — er machte Opposition und stützte sich bei seinen Disputen auf die Bibel: „Es steht geschrieben"! Er erlitt manche Verfolgung um seines Glaubens willen, und mit ihm litten seine Kinder in der Schule. Er zog um seiner Existenz willen nachher aus Bernau weg. In diesem Milieu, sagt Thoma selbst, habe seine Seele unauslöschliche Eindrücke bekommen, er habe früh beide Konfessionskirchen kennen gelernt, er sei in die Bibel hineingewachsen, sie habe ihm aber auch die Freude an den Bildern und dem Symbolischen im religiösen Kultus gestärkt. Die freieren Ansichten seines Onkels eins habe ihn vor dem Buchstabenglauben seines Onkels zwei bewahrt. Mit solcher inneren Verfassung hat er es später, als er sich im Jahr 1877 verheiratete, als ein Bedürfnis empfunden, sich in einer evangelischen Kirche trauen zu lassen. Er trat vorher in Säckingen, wo er auch evangelische Verwandte hatte, zur evangelischen Kirche über*) — auch seine Mutter ist — jedoch erst Mitte der 70er Jahre — in Säckingen förmlich zur evangelischen Kirche übergetreten.

3

Hans Thomas Frömmigkeit beruht auf seiner Empfänglichkeit für das Geheimnisvolle und Gesetzmäßige in der Welt der Erscheinungen. Zu einem meiner schönsten Erlebnisse gehört es, wie der greise Meister mir bei einem Besuch in seinem Atelier in Karlsruhe gelegentlich auch die Handlithographie seines Bildes „Der Schöpfer" zeigte und erklärte: er habe den Gottvater über den Wassern schwebend in die geometrischen Linien eines Krystalls hineingezeichnet und so die Mathematik als die Kunde vom Gesetzmäßigen in Verbindung mit dem Schöpfungswerk gebracht. Gott sei ihm das Prinzip der Harmonie und unverbrüchlichen Ordnung, und die Gesetzmäßigkeit sei ihm die Grundlage des Weltalls und alles geistigen Schaffens. Schauen, Denken und Glauben geht bei Thoma ineinander über. Sein Philosophieren, sein Denken über Sein und Werden, über die Gesetze in der Natur, im seelischen wie im sittlichen Leben mündet bei ihm in demütiges und kindliches Verehren Gottes:

> Man sollte von dem Erdenwurm Mensch nicht verlangen, daß er den Beweis für die Existenz Gottes herbeischaffe. Wenn er hie und da verwundert und geblendet Gottes Herrlichkeit ahnen oder schauen kann, so sei er zufrieden! ergründen kann er sie nie —

so sagt Thoma in den köstlichen Erinnerungsblättern „Im Herbste des Lebens", die auch sonst reich sind an tiefsinnigen, selbständigen religiösen Bekenntnissen. (S. 257, 202, 193—198 „Die sechs Schöpfungstage".)

Er „fühlt sich allzeit von dem Walten Gottes, das sich durch das Wesen der Menschheit zieht, umschlossen" und verehrt „das Licht, das in aller Finsternis aus einer höheren Heimat leuchtet, nämlich die Liebe, die am Kreuz ihre Arme ausbreitet." Immer wieder betont er den Zusammenhang von Kunst und Religion und die Einheit von Wissen, Können und Glauben. Aehnlich hat er sich auch ausgesprochen in den Antworten, die er schrieb nach Verleihung der philosophischen und der theologischen Doktorwürde an die beiden Heidelberger Fakultäten im Jahre 1903 und 1909. Von der letzteren sei im Wortlaut hier angefügt das Stück, das seine prinzipielle Stellung zur Religion kennzeichnet:

> Es soll mein Bestreben sein, den tiefen Grund zu erfassen, warum auch der Künstler von so hoher Stelle gewürdigt werden kann, teilzunehmen an dem Wesen der Gotteserkenntnis, an der Theologie, die aus dem Geheimnis der Menschenseele, (diesem Hauch Gottes), als wichtigstes Element die Religion erkennt. So möge auch die mit der Sinnenfreude verbundene, oft leichtfertigere Schwester, die Kunst, es nie vergessen, daß auch ihr Schauen aus dem gleichen göttlichen Wesen der Menschenseele entspringt, — aus der tiefen Verpflichtung des Menschseins —; dann kann auch das ahnungsvolle Schauen der Kunst zum frommen Glauben hinführen, und in ihrem Spiegel mag auch manches aufleuchten und zum Symbol sich gestalten, was nur die Empfindung noch neben dem vom Gedanken geschaffenen Wort vom göttlichem Bewußtsein ausdrücken kann.

Das gibt der Religiosität Thomas etwas Oekumenisches und Ueberkonfessionelles. Seine gereifte Art wendet sich dem Frieden, der Gelassenheit und Beschaulichkeit in der Religion zu. Aber unverkennbar ist seine Frömmigkeit auch genährt an der Bibel und orientiert an der geschichtlichen Person Jesu. Ein herrliches Zeugnis finden wir wieder in den Herbstblättern (S. 99) über Jesus, „der so recht die Seele hat, wie die Deutschen es wünschen, daß auch ihre Seele sein möchte", und über „Jesus und die Kinder" (S. 123). Ergreifend ist es, zu hören, wie sich der bald Einundsiebzigjährige zum Streit über die Geschichtlichkeit Jesu ausgesprochen hat in einem Briefe an mich, als ich ihn um sein Laien-Urteil darüber bat. „Ich habe das Bild (Jesu) in frommer Tradition mit übernommen und ich möchte es mir nicht zerstören lassen . . . Ich sehe ein wenig ängstlich zu, was wohl bei diesem Streit herauskommen wird, und ob nicht dabei das unvergänglich schöne Bild, das im Geiste der Völker lebt und den Wechsel der Jahrhunderte überdauert hat, Schaden leiden könnte unter solcher historischer Auskratzung." Er ist davon völlig überzeugt, „daß Jesus persönlich, ein wirklicher Mensch war, und als Mensch auf Erden gewandelt ist." Es gehe in den Evangelien ein Wirklichkeitssinn durch alles hindurch, dem man gerne traue, „sie sind kein blendendes Machwerk von kunstgewandten Geistern erfunden." Und aus den Evangelien liest er heraus: „Jesus hat uns den Begriff der Gotteskindschaft gebracht. Wir dürfen in ihm das ewige Geheimnis, das über uns waltet, mit Vertrauen Vater nennen. In ihm haben wir die Verkündigung, daß die Weltenseele zur Menschenseele geworden ist."

4

Ein Mensch mit solchen Anschauungen, voll unmittelbaren religiösen Empfindens, der auch ausdrücklich sagt: „Wenn Jemand religiöse Bilder malen will, muß er auch eine persönliche Stellung zu ihrem Gegenstand haben", wird unwillkürlich seine Religion auch in seine Kunst hineinströmen lassen. Seine Werke werden religiös, sofern sie überhaupt Aeußerungen seiner Seele sind. Thoma ist einer der wenigen modernen Meister, die wirklich religiöse Kunst geschaffen haben. Und nicht bloß seine spezifisch christlichen oder biblischen Bilder möchte ich dazu rechnen; auch seine Profanbilder, besonders seine Landschaften haben starke religiöse Untertöne; sein ganzes reiches künstlerisches Schaffen hat etwas zur Andacht Stimmendes. Der begeisterte Thoma-Biograph Henry Thode sagt mit Recht in seiner Einleitung zu dem musterhaften sechszehnten Bande der „Klassiker der Kunst":

> Religiös, dies Wort in einem weitesten und tiefsten Sinn erfaßt, darf wohl die gesamte Kunst Thomas gefaßt werden, denn sie ist ein Ausdruck von dem Bewußtsein des Göttlichen, in dem alles seine Einheit und Harmonie findet.

Thomas religiöse Schöpfungen lassen sich nur verstehen im Zusammenhang mit seiner ganzen Denk- und Schaffensart, und seine Bilder mit Stoffen aus der Profanwelt (Landschaften, Heimatleben, Stilleben, Porträts, Phantasiestücke, Allegorien, Darstellungen aus Sagen und Märchen, Monats- und Sternbilder), mögen sie äußerlich noch so weit abseits von christlich-religiösen Vorstellungen liegen, wollen mit seinen religiösen Bildern zusammengesehen werden. Darum ist die Auswahl, die der Kunstwart-Verlag in seiner sehr schönen und reichen Thoma-Mappe getroffen hat, in welcher die religiösen Motive einen großen Raum einnehmen, eine völlig sachgemäße.

Aber bleiben wir einmal bei seinen im engern Sinn religiösen Schöpfungen stehen. Bei der Armut der religiösen Kunst unserer Zeit überrascht schon die Fülle religiöser, bald biblischer, bald kirchlicher, bald allgemein religiöser oder genrehaft religiöser Motive. Wie entzücken doch die beiden allerliebsten taufrischen Stücke aus seinen mittleren Jahren „Der Sonntagmorgen" (1886) und „Großmutter und Enkel" (1878). Beide sind der Niederschlag persönlicher Erinnerung. Im ersten malt er die eigene Mutter und Schwester, in die Bibel versunken, im andern die gestrenge Mutter, die den Sohn oder Enkel auf den ersten Schritten ins Land der Religion anleitet. Von christlich-legendarischen Stoffen ist es der „Christophorus", dem sich Thoma wiederholt zugewandt hat. Die letzte und reifste Variation des Themas ist wohl das im Jubiläumsjahr ge-

*) Der amtierende Geistliche war Pfarrer Sigrist, der Vater des jetzigen Oberbürgermeisters in Karlsruhe.

malte, in der Karlsruher Thoma-Gallerie befindliche Bild, welches zugleich ein persönliches und religiöses Bekenntnis des Meisters sein dürfte. Die Züge des Riesen sind durchgeistigter, der Kopf moderner und individueller, die Haltung gebeugter geworden als auf den früheren Bildern. — Bei den verschiedenen Paradies-Bildern hat den Meister vor allem die Fülle der Schöpfung und die Schönheit des menschlichen Leibes gefesselt. Aus dem Neuen Testament hat Thoma mit Vorliebe und wiederholt die Bilder aus dem Leben Jesu behandelt: Bethlehem, die Flucht, die Ruhe auf der Flucht, die Versuchung, die Predigt Jesu, Jesus und Nikodemus, Jesus und die Samariterin, Gethsemane, die Kreuzigung (mit dem prächtigen treuherzigen germanischen jungen Hauptmann), die Pieta, den Kruzifixus, den Ostermorgen und andere. Wir kennen sie aus den unzähligen Lithographieen und der vorzüglichen Autotypieensammlung der Deutschen Verlags-Anstalt (Band 16). Bezeichnend für die ganze Kunst- und Lebensrichtung Thomas ist es, daß er sich in seinem reifen Alter, auf der Höhe seines Schaffens noch der religiösen Monumental-Malerei zugewendet hat. Bedauern mag man, daß — abgesehen von den zwei großen Gemälden in der Heidelberger Peterskirche — die Kirche ihm zur Ausbildung und Entfaltung seiner Gabe so gut wie keine Gelegenheit gegeben hat. Es ist ein Zeichen für den tatsächlichen Dissensus zwischen der Kirche und der produktiven modernen Kunst, daß sich ein Künstler wie Thoma mit seinen größten religiösen Schöpfungen in den Salon des Privathauses oder in die Kunstgallerie flüchten muß.

Eine günstige Fügung andrerseits aber ist es auch, daß die bedeutendsten religiösen Werke des Meisters, die Bilder des Leben-Jesu-Zyklus durch die Hochherzigkeit des Künstlers, der sie dem badischen Volke schenkte, und durch die Munifizenz des badischen Großherzogs, der eine besondere Kunsthalle dafür bauen ließ, doch eine ihrer würdige Stätte in der badischen Residenz gefunden haben. In dem hier aufgestellten Zyklus von elf je $3^1/_2$ m hohen monumentalen Bildern, deren erstes sechsteilig und deren letztes dreiteilig ist, hat der gläubige Meister die Heilstat Gottes im Leben des Erlösers dargestellt von der Menschwerdung des göttlichen Wortes an bis zur siegreichen Vollendung des Gottessohnes und des Gottes-Reiches. „Der Liebeshymnus dieser großen Kunst erhebt sich zu den höchsten Sphären — wer sie ahnt, folgt ihr nach“, sagt H. Thode in seiner ihm eigenen Thoma-Begeisterung. Trotz formaler Mängel wird Niemand ohne Erhebung und Andacht dieses eigenartige neue Kunst-Heiligtum der Thoma-Kapelle in der Karlsruher Kunsthalle verlassen. Und auch den großen religiösen Gedanken, den der Meister in der Zusammenstellung dieser Leben-Jesu-Bilder mit den Sternzeichen und Planetenbildern andeutet, den Gedanken vom Hereinragen eines ewigen Gotteswillens in die Zeitlichkeit, wird der dafür Empfängliche in diesem Sanktuarium gerne auf sich wirken lassen.

5

Es gibt zweierlei Betrachtungs- und Urteilsweise vor Thomas Bildern; beide sind gut, aber beide können, einseitig angewendet, vorbeischießen. Die eine ist die technische. Man hält sich an die Farbengebung, an die Form und Linienführung. Man wird dabei viel Gutes finden, auch wenn man Thoma nicht hold ist. In der Farbengebung ist er Meister. Seine Landschaften aus dem Schwarzwald oder der Maingegend sind unübertreffliche malerische Leistungen. Aber man wird auch manche Fehler und Mängel finden: Verzeichnungen, anatomische Unmöglichkeiten nicht bloß an den phantastischen Märchen- und Fabelwesen, sondern auch am Menschenleib. Seine Kinder- und Engelsköpfe sind nie schön; manchmal zu gedunsen. Die Körper sind manchmal Gestelle und die Gesichter haben etwas Maskenhaftes. Selbst die Gestalten im Leben-Jesu-Zyklus sind nicht alle geglückt. Auch eine gewisse Beschränktheit wird man gelten lassen müssen; die Meisterschaft in der Schwarzwaldmalerei ist auf manch anderem Gebiet zu vermissen. Thoma selber wird diese oder jene Verzeichnung nicht in Abrede stellen. Aber er legt nicht im entferntesten ausschließlichen Wert auf das Technische; es liegt ihm Alles am Gegenstand, am Seelisch-Geistigen; und er ist manchmal recht unbekümmert um die Formgebung dafür. Doch wer in solchen Dingen sehr anspruchsvoll ist, der findet unter den fast 1500 Originalbildern und den $^1/_2$ Tausend Reproduktionen, die Thomas Riesenfleiß und ungebrochene Manneskraft geschaffen haben, genug, was auch den strengsten formalen Maßstab aushält.

Die andere Betrachtungsweise, der ich den Vorzug gebe, ohne sie für alleinberechtigt zu erklären, ist die sachliche, die psychologische. Wir wollen in die Tiefe seines künstlerischen Schaffens, in „die Fülle seiner Gesichte“ hineinschauen, wir wollen, um mit Thode zu reden, ihn nachfühlend begleiten „als den Liebenden, als den Träumenden und als den die Träume Deutenden.“ Wir wollen im Künstler auch, ja gerade erst recht den Menschen sehen und lieben, den Menschen, der über dem Kunstwerk steht, der selber das höchste Kunstwerk ist. Wer das will, der wird bei Thoma viel, sehr viel finden: eine Seele, die Frieden in sich trägt, und eine Liebe, die die Menschen zu einem neuen Bunde vereinigen möchte. Dem werden seine Landschaften zu trauten Stätten des Friedens und der Freude oder zu „Heimschaften“ wie Avenarius sagt; dem offenbaren sich neue seelische Werte, der empfindet ein Leben und eine Einheitlichkeit, die stark und fest macht. Er lehrt uns den Sinn des Lebens verstehen, den Wert auch im Kleinen und Alltäglichen entdecken; er führt uns an die Pforte der Geheimnisse und Wunder Gottes in Natur und Menschenleben, er tuts in einer für Hohe und Niedere verständlichen Kunstsprache, wie seit Dürer und Richter Keiner es getan hat. Er ist unserm Zeitalter ein zweiter Ludwig Richter geworden, nur kräftiger, realistischer und süddeutscher. Mit dieser Wünschelrute in der Hand finden wir auch die religiösen Schätze seiner Kunst, und wir lauschen den aus der Ewigkeit kommenden Tönen und dem über Zeit und Vergänglichkeit hinausführenden Lied von der Sehnsucht der Seele und ihrer Heimat.

Diese Liebe zu Thomas Kunst braucht uns nicht kritiklos zu machen; sie verlangt keine blinde Verehrung, auch nicht gegenüber seinen im engeren Sinn religiösen Werken. Seine biblischen Bilder z. B. werden dem feineren und komplizierten religiösen Empfinden moderner Gottsucher nicht das geben, was sie brauchen, dafür sind sie oft zu derb, zu einfach; mit ihnen wird er mehr dem kräftigeren, volkstümlichen Empfinden entsprechen.

Auch seine Christusbilder umgehen vielfach bloß die Schwierigkeiten, die das moderne individualistische Empfinden und die historische Kritik gebracht haben. Sein Christustypus ist für uns Heutige oft zu eckig und zu geradlinig, zu steif und zu hart, als daß wir in ihm das Bild finden könnten, welches wir von Christus in unserer Seele tragen. Es mag sein, daß Thoma hier über das bäuerliche und volkstümliche Milieu nicht hinausgekommen ist. Aber dennoch läßt sich in seinen religiösen Bildern der Ausfluß einer starken Religiosität, einer geschlossenen, in Gott gewurzelten Persönlichkeit erkennen. Und Eines rufen sie unserm heutigen Geschlechte zu: Eure Frömmigkeit bedarf mehr Einfachheit und mehr Tiefe!

Ein Stück menschlicher und künstlerischer Größe wird bei Thoma aber, mag auch der Geschmack und die Kunstrichtung sich wandeln, immer bleiben: seine Treue gegen sich selbst und das heilige Gebot seiner Seele. Nie hat er gefragt nach Gunst der Welt, nach der Mode des Tages, nach zeitlichem Gewinn. Er hat nicht einmal gewartet auf späteren Erfolg. Er hat geschaffen aus Freude am eigenen Schaffen, am eigenen Sein und Werden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn Albert Geiger in seinem sinnigen Festspiel den Hüter des Tales über seinen Meister künden läßt:

Er selbst hat ja gesät mit ernstem Sinn,
Die Körner ausgestreut mit gläubigen Händen.
Oft sah er ferne seiner Tat Gewinn,
Und Manches wollte spät sich nur vollenden.
Doch schritt er mutvoll seinen Pfad dahin,
Die Saat der Kunst vertrauend auszusenden;
Du, Sämann Künstler, siehst die Saat nun prangen.
Wie herrlich lohnend ist sie aufgegangen!

Karl Kühner

Aus Rom

Jetzt wo unser kronprinzliches Paar — wie es heißt in Berlin gewollt — möglichst unauffällig und leider auch bei schlechtestem Wetter seinen Besuch abgestattet hat, überschaut man ruhiger die Sachlage. Wenn nicht von Deutschland die Kunde herübergeflogen wäre: Der Kaiser kommt! so hätte sicherlich Niemand daran gedacht, denn Einladungen waren nicht ergangen. Ueber den Besuch wäre Vieles zu sagen — was besser ungesagt bleibt.

Interessant ist dabei vorzugsweise, wie leidenschaftlich die Empfindungen waren, wie schroff die Meinungen sich gegenüberstanden. Der schroffsten eine, die laut wurde, ist die der Hardenschen Zukunft vom 11. März. Meinungen sind heutzutage zollfrei, auch die daselbst vertretene unfreundliche Gesinnung gegen Italien und einen Kaiserbesuch in Rom. Aber mit der veralteten Anklage, das Volk habe die Leiche Piononos angespien, sollte Niemand mehr kommen. Es ist bekannt, daß Leo XIII. damals mit dem Gedanken umging, die Gefangenschaft des Vatikans zu verlassen. Es ist gleichfalls bekannt, daß der Ministerpräsident Depretis zur Ueberführung der Leiche königliches Geleit anbot, was man in Demut ablehnte. Sein Unrecht war, dies für bare Münze angenommen und Sicherheitsmaßregeln unterlassen zu haben, denn für zwei Lire waren die geworben, welche eine Fackel tragen und den Wirrwarr anrichten sollten. Um Mitternacht entrollte sich der mächtige Zug mit vier schwarzen Rossen vor dem Katafalk und dem ganzen Gepränge päpstlicher Hofhaltung: das Viva il papare! Abbasso il papa-re! al Tevere! ward vorschriftsmäßig aufgeführt, und dem Papst konnte man am anderen Morgen sagen: Heiligkeit, wenn es der Leiche Pios so ergeht, wie würde es dir in Person ergehen! — Daß man aber wagt, heute katholische Landestrauer anzusagen für die Jubelfeier des Vaterlandes, ist durch keine Spitzfindigkeit zu beschönigen, höchstens durch die spanischen Berater des Vatikans zu erklären.

Unbeirrt davon ertönte indessen am 27. März „il campanone", die große Glocke des Kapitols. Sie läutete die Festsitzung der Halbjahrhundertfeier ein, und auch die Sonne brach nach langen Regentagen hervor, ein Sinnbild der Italia una con Roma capitale, die so viel Herzblut gekostet. Als dies vom Parlament des 27. März 1861 einstimmig gewollt wurde, war es ein Votum auf Hoffnung, ein Griff ins Dunkel des Geschickes, denn Venedig war noch österreichisch, und in der breiten Mitte der Halbinsel lag der Kirchenstaat. Noch neun Jahre, bittere Jahre für die Patrioten, bis die Stunde schlug!

Und dann stand die Riesenaufgabe da, mit einem Sprung aus dem Mittelalter in die Neuzeit zu gelangen; das: Fatto l'Italia, facciamo gli Italiani! des Massimo d'Azeglio; und dieses mit ganz zerrütteten Finanzen, ohne zuverlässigen einheitlichen Beamtenstand gegenüber der starken Eigenart und Eifersucht der verschiedenen Provinzen, und im Kampf mit der größten sittigenden Macht eines Volkes, mit der Kirche! Wahrlich, Italien hat mit Riesenaufgaben gerungen und Vieles erreicht in diesen oft so chaotisch erscheinenden fünfzig Jahren!

Vor mir liegt Cavours große Parlamentsrede in Turin an jenem 27. März. Da sagte er, daß, ehe die römische Frage nicht gelöst sei, die Welt nicht zur Ruhe kommt; deshalb nicht nur das Recht sondern die Pflicht bestehe zu fordern, daß Rom italienisch werde: Rom, das eine universale, nicht eine munizipale Vergangenheit habe. Deshalb müssen alle Sonderinteressen schweigen, muß auch Turin, muß er selbst das Opfer bringen sich vom Heimatboden loszureißen, damit es einstimmig der Welt gegenüber heiße: Rom muß die Hauptstadt Italiens werden . . . So wäre nur noch der Papst zu überzeugen, daß die Kirche unabhängig sein kann trotz der verlorenen weltlichen Herrschaft. Wir treten vor den Sommo Pontefice und sagen: Heiliger Vater, die Herrschaft des Kirchenstaates sichert dir in keiner Weise die Unabhängigkeit. Verzichte darauf und wir verbürgen dir die Freiheit, welche du während dreier Jahrhunderte vergeblich von den katholischen Mächten gefordert hast . . . und zwar eine vollkommene Freiheit gemäß dem großen Grundsatze, den wir aufstellen werden: libera Chiesa in libero Stato! Vom Unbestand deiner irdischen Macht sind deine Freunde selbst überzeugt wie wir: sie fordern Reformen von dir, die du nicht vornehmen kannst, Einrichtungen, welche verstoßen gegen die Grundsätze, deren Hüter du bist, und werden immer dringender und werfen dir Halsstarrigkeit vor. Diese begreife dagegen ich sehr wohl, denn Religions- und Unterrichtsfreiheit zu proklamieren, vermagst du nicht: Du sollst sagen, was du nicht sagen kannst, und deshalb mußt du in dieser unnatürlichen Lage verharren, als Vater der Gläubigen mit fremden Bajonetten das Volk unter das Joch zu zwingen, wenn du nicht ehrlich das Prinzip der Freiheit einführen willst. . . . Unsere aufrichtigen Vorschläge entsprechen unserem ganzen System: wir halten die volle Freiheit in jeder Betätigung der religiösen und bürgerlichen Gesellschaft für unerläßlich . . . zum Ebenmaß unseres Baues gehört demnach auch die volle Freiheit im Verhältnis von Staat und Kirche. . .

Noch auf den Lippen des Sterbenden ertönt das Wort zum Beichtiger gewandt: Frate, Frate, libera Chiesa in libero Stato!

Wie hat dies Halbjahrhundert mit dem Problem gerungen und keine der Reibungsflächen ist verschwunden, welche das menschliche Zusammenleben schafft. Eheschließung, Ehescheidung, Schulunterricht, die Klöster, die Pfarrgehälter — lauter brennende Fragen, die auftauchen und untersinken ungelöst. Es gab eine Zeit, da dachte ich, die erstarkende Bewegung zum Sozialismus werde zur Lösung helfen. Aber dort ist der religiöse Unverstand, ja Stumpfsinn zu groß, und stehen die materiellen Interessen zu sehr im Vordergrund. In den ehrlich fortschrittlichen Kreisen aber ringt eine werdende Erkenntnis des Notwendigen mit dem Schwergewicht ererbter Trägheit und Beichtstuhltyrannei. Seit aber auch die Frauen sich regen, ist Hoffnung, daß bestimmte Gedanken nicht mehr einschlafen. Um die Neuordnung der Familie wird gerungen, und jeder Zoll Landes muß erkämpft werden. Der Divorzio ist für die Klerikalen, was das rote Tuch für den Stier. Es hilft nichts, wenn man einwendet, daß Frankreich und Oesterreich die Ehescheidung eingeführt haben, wenn man sie anfleht, um der rechtlos aufwachsenden außerehelichen Kinder willen ein Einsehen zu haben. Der obligatorische Vortritt der Ziviltrauung vor der kirchlichen ist ein weiterer streitiger Punkt, obgleich der letzte Katechismus Pius des X. ihn nicht verwehrt. Dabei spricht ein Beweggrund mit, den man im gesetzestreuen Deutschland nicht einmal ahnen würde, während die Begriffsverwirrung hier so groß ist, daß derselbe kürzlich sogar in öffentlicher Versammlung als Gegengrund verwendet wurde: Die Witwe der Regierungsbeamten verliert die Pension, wenn sie wieder heiratet; darum ist es üblich, daß sie die zweite Ehe nur mit dem kirchlichen Segen eingeht, was, wie ein Kenner der Verhältnisse mir sagte, der Staats-Witwenkasse Millionen entwendet. Und dafür gibt es absolut kein Heilmittel, denn wenn die betreffende Behörde Nachforschungen hält und schließlich bis zur Stätte der kirchlichen Trauung vordringt, ist es gleichfalls landesüblich, daß der amtierende Priester die Handlung leugnet!

Eine andere Notlage entsteht aus den besonderen Verhältnissen Italiens, in dem die Auswanderung einer Völkerwanderung gleicht. Die jährlich erreichten Zahlen machen schwindeln; allerdings zählen die in die Heimat gesandten Ersparnisse auch nach Millionen. Amerika sinnt neuerdings darauf dies zu ändern, aber bisher verhielt es sich so. Nun bedarf die Verheiratete, um eine Erbschaft anzunehmen — sei es die kleinste — der eheherrlichen Genehmigung, welche von dem in Amerika weilenden Gatten nur mit Zeit- und Kostenaufwand zu erlangen ist. Darauf zu warten, verweigern meist die Mitbeteiligten, und so verliert die Frau ihr Erbteil. Schon der Frauenkongreß des Jahres 1907 hatte dies zur Verhandlung gestellt, und die juristische Sektion des Frauenbundes macht jetzt die größten Anstrengungen, damit der Gesetzesparagraph getilgt werde. Dabei, wie bei der nicht minder angestrebten ricerca della paternità steht man aber immer vor der ehrenen Mauer des Vorurteils. Wenn nun die edlen konservativen Elemente sich beharrlich den notwendigen Neuerungen verschließen, ist es klar, daß diese in die Hände der fortgeschrittensten Parteien fallen

Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 9

Monats-Ausgabe **Nachdruck erwünscht**

Der Zwang

Aus Nordschleswig

G. K. Der in Nordschleswig geborene und aufgewachsene **Mads Egholm** einerseits, die aus Nordamerika von norwegischen Eltern stammende Dänin Frau Dr. **Ottosen** andrerseits, beide werden sich in dieser Zeit ihre eigenen Gedanken machen über den „preußischen Zwang". Gedanken sehr verschiedener Art vielleicht, aber sicher in ihrem Resultat gleich schmeichelhaft für Preußen! — Immerhin, in ihrem guten Gewissen und in der Sympathie weiter Kreise werden sie Trost finden für die Schmerzen, die Preußens hart zupackende Polizeifaust ihrem Empfinden zugefügt hat. Sie sind nicht eigentlich die Leidtragenden, die Bedauernswerten, die Blamierten!

Die Bedauernswerten, — das sind die preußischen Beamten, die sich dem Zwange nicht entziehen konnten, diese beiden Personen auszuweisen; und blamiert ist — wir wollen nicht gleich sagen: der preußische Staat — aber jedenfalls das im preußischen Staate z. Z. noch herrschende und in diesen Fällen angewendete System. Nach einem Berichte hat die Frau Dr. **Ottosen** geäußert, dem Gendarm, der ihr die Ausweisungsordre einhändigte, sei diese Ausübung seiner Pflicht offenbar peinlich gewesen, und das wird ihr und ihm jeder glauben! Aber wie peinlich wird dann erst dem Amtsvorsteher die Ausstellung des Befehls geworden sein — wie peinlich allen seinen hohen und höheren Vorgesetzten die Notwendigkeit, solches Vorgehen gutzuheißen! Wahrlich, das sind die wahrhaft Bedauernswerten, die so unter dem Zwang des Systems ihre menschlichen Empfindungen knebeln müssen!

Aber „das dürfte auch der Frau Dr. Ottosen bekannt gewesen sein", nämlich, daß Vorträge von Ausländern nur mit polizeilicher Erlaubnis gehalten werden dürfen, schreiben die „Schleswiger Nachrichten", und andre Blätter ihnen nach, wohl in der Meinung, daß aus dem Blatte der Provinzialhauptstadt etwa eine inspirierte Stimme spricht. Verzeihung, das wird der Dame gerade nicht bekannt gewesen sein, denn 1. hatte sie schon etwa ein Dutzend Vorträge gehalten, ohne ausgewiesen zu werden, 2. stammt sie aus einem freien Lande, 3. ist so gut wie ausgeschlossen, daß sie auf den für eine Ausländerin ganz seltsamen Gedanken gekommen ist, sie mache sich durch einen hygienischen Vortrag, den sie einer Versammlung in der Sprache der Versammlungsteilnehmer hält, strafbar. Wir selbst sind freilich auf Grund unsrer vortrefflichen staatsbürgerlichen Erziehung beinah schon gewohnt, nie etwas zu unternehmen, bevor nicht irgend eine Uniform Gewährung genickt hat! — Bleibt das Resultat, daß Frau Dr. Ottosen ausgewiesen werden mußte, weil sie mit dem Ueberschreiten der preußischen Grenze nicht auch die ganz besondere Eigentümlichkeit des preußischen Normalstaatsbürgers erworben hatte! Ist sie nun die Blamierte?

Mads Egholm aber wußte oder konnte doch wissen, was ihm bevorstand; es war ihm amtlich mitgeteilt worden, wenn er ohne Niederlassungserlaubnis heiraten würde, müsse er die Folgen selbst tragen. Er ist in Preußen aufgewachsen, kennt den Sprachgebrauch und muß also gewußt haben, daß er etwas „Unerlaubtes" tat. Er lebt auf dem Dorfe, wo sich etwas wie solche Drohung an einen Arbeiter schnell herumspricht. Vermutlich hat auch der Standesbeamte davon gehört, auch der Pastor; oder, in der Sprache der „Schleswiger Nachrichten": „Das dürfte auch diesen Beamten bekannt gewesen sein." Wie konnte ihm die bürgerliche und kirchliche Trauung bewilligt werden?! Er hat Mitschuldige! Das „nationale Deutschtum" darf nicht ruhen, ehe auch diese ermittelt und ausgewiesen sind! Was kommts auf eine Handvoll Menschen an, wenn das System nur gerettet wird!

Nein, in allem Ernst: Das System ist der blamierte Teil! Mads Egholm hat an die 2000 Schicksalsgenossen, „Heimatlose". Die unter ihnen noch unverheiratet sind, — einerlei ob viel oder wenig — sollen die alle, falls sie heiraten wollen, verwarnt und „im Betretungsfalle" ausgewiesen werden? Geboren und aufgewachsen in Nordschleswig, vielleicht nie außer Landes gewesen, sollen sie hinausgeworfen werden, aus ihrer Heimat? **„Glaube und Heimat"** hat neulich unser Kaiserpaar in Kiel mit warmer Teilnahme sich angesehen. Die Tragik des Stückes liegt darin, daß für die meisten seiner Personen das und sich verwandelt in ein oder: Glaube oder Heimat — sie müssen wählen! **„Familie und Heimat"** ist kaum eine schlechtere Verbindung als die Schönherrsche; wollen wir unsern Landsleuten eine Tragödie aufzwingen, indem wir Deutschen uns ein System gefallen lassen, das aus dem „und" ein „oder" macht: Familie oder Heimat?! —

Eine Offenherzigkeit und ihre Aufnahme

Aus Nordschleswig

G. K. Es war etwas Ungewohntes, daß gelegentlich einer öffentlichen Versammlung des Vereins für deutsche Friedensarbeit in Tondern auch ein Vertreter der dänischgesinnten Bevölkerung Nordschleswigs das Wort ergriff. Umso bemerkenswerter, was er sagte, und wie es in die Presse aufgenommen ist.

Tierarzt Nielsen-Tondern sagte etwa so: Es muß doch einmal zu einem erträglichen Verhältnis zwischen Dänisch und Deutsch kommen. Bisher haben wir Dänen aber unter dem Eindruck gestanden, daß vom Deutschen Verein **aus Haß** gegen uns gearbeitet würde. Was wir heute gehört haben — Pastor Schmidt-Wodder hielt einen Vortrag über den Kampf um Nordschleswig — war **aus Liebe** zum deutschen Volkstum geboren. Was wir an nationaler Arbeit leisten, ist ebenso aus Liebe zu unserm dänischen Volkstum gewachsen. Das müssen Sie uns glauben. Für unser Volkstum kämpfen wir, **nicht für die Wiedervereinigung mit Dänemark** — Widerspruch deutscherseits — nein nicht dafür. Das wäre für uns schon aus ökonomischen Gründen nicht möglich, weil es eine zu große Entwertung unserer Besitze bedeuten würde. Sie dürfen glauben, daß ich ausspreche, was die Meisten denken.

So etwa waren Worte und Gedankenfolge. Wie ist es in der Presse aufgenommen? Die dänischen Zeitungen der besonneneren Richtung haben sich mit der Offenherzigkeit nicht eingehender befaßt. „Flensborg Avis" hat aber ingrimmig gefragt, wer Nielsen beauftragt hätte zu sprechen, und ob die Nordschleswiger wirklich solche Materialisten seien, daß sie den Gedanken an Wiedervereinigung fallen ließen, weil sie pekuniäre Verluste fürchteten. In deutscher Presse hat man gehöhnt: „Siehst du, Nielsen, wie sie dir den Kopf waschen? Das ist ja sehr hübsch, was du gesagt, aber es steht ja Niemand hinter dir."

Es hat sich auch öffentlich Niemand gemeldet, der für Nielsen eingetreten wäre, und er selbst hat sich höchst unzulänglich verteidigt. Er hat vor allem nicht scharf hervorgehoben, daß seine Stellungnahme ja eine durchaus idealistische war, wie jeder Unbefangene erkennen muß. Es ist aber gar kein Zweifel, daß Nielsen die Gedanken vieler Nordschleswiger **richtig** wiedergegeben hat, trotzdem man in der dänischen Presse sich seiner nicht annahm.

Zum Teil ist es seine eigene Schuld, weil er seinen Standpunkt nicht nachträglich kräftig genug geltend machte. Zum Teil liegt es daran, daß man in der dänischen Presse die erdenklichste Rücksicht auf die Heißsporne und Protestler nimmt, um nicht die mühsam errungene Einheit im eigenen Lager zu gefährden.

Töricht aber ist die deutsche Presse, die nicht sagt: „Jawohl, wir glauben, daß du Recht hast; aber wir sehen, daß es den besonnenen Leuten noch an Mut fehlt, ihre Ansicht zu vertreten. Wann wird das anders werden?"

Unserer Meinung nach: vielleicht wenn einmal deutscherseits vermieden wird, was der unversöhnlichen Stimmung im dänischen Lager immer neue Nahrung zuführen muß. Davon ist aber noch nichts zu spüren. Im Gegenteil die neueste Ausweisung der Frau **Ottosen** in all ihrer nackten Brutalität, die Ausweisungen von Dienstleuten, welche Vorträgen im Versammlungshaus beigewohnt haben, mit ihrem kleinlichen und doch so machtlosen Verfolgungseifer gegen diese Häuser und die in ihnen geleistete Arbeit, die Behandlung der Heimatlosen, wie sie im Verfahren gegen **Mads Egholm** in Erscheinung tritt, sorgen dafür, daß die dänische Bevölkerung immer verbitterter wird. Was man damit bezweckt, ist unbegreiflich, der moralische Verlust für Deutschland sehr schwer.

Im Schlepptau der Denunzianten

Aus Nordschleswig

G. K. Auf der Hamburger Versammlung am 4. März wurde von einem Redner des Friedensvereins die Regierungspraxis getadelt, durch die vor ca. 15 Jahren zahlreiche **Veteranen** aus dem deutsch-französischen Kriege mit einem Federstrich zu dänischen Untertanen erklärt und somit ihres preußischen Bürgerrechtes und in manchen Fällen ihrer öffentlichen Ehrenämter beraubt worden sind. Nachträglich wird uns mitgeteilt — und zwar beruht diese Mitteilung auf der Angabe eines Mannes, der nach seiner persönlichen und amtlichen Stellung es wissen muß — daß zu diesem Vorgehen die Dänen selbst den Anstoß gegeben haben, indem sie einen deutschgesinnten Veteranen als

dänischen Untertan der Behörde denunzierten; und die habe nun gar nicht umhin können, das durch gerichtliches Urteil festgestellte Untertanenverhältnis auch andern Leuten gegenüber zur Geltung zu bringen, die in derselben Lage gewesen seien — darunter natürlich vielen Dänischgesinnten. Wir wollen annehmen, daß das Tatsächliche dieser Mitteilung stimmt; bleibt es nicht doch immer bedauerlich und hinterläßt es nicht ein peinliches Gefühl, daß man dem durch absolut verwerfliche Denunziation seines Bürgerrechts beraubten deutschgesinnten Nordschleswiger möglichst viele dänischgesinnte Leidensgenossen zu geben sucht?! Ein Großstaat sollte sich doch nicht durch schlechtes Beispiel seine „guten Sitten" verderben lassen!

Ausweisungen

Prof. Rade schreibt in der Christlichen Welt:

Die Ausweisungen, die neuerdings in Nordschleswig verfügt worden sind, fallen für mich unter dasselbe Verdikt wie einst die des Magisters Clausen. . . .

Man kann, wie die Todesstrafe, so die Landesverweisung als eine ultima ratio, einen letzten Ausweg, verteidigen. Immer aber ist die **Todesstrafe** das Eingeständnis der Menschheit, sie könne über eines ihrer Glieder mit moralischen Mitteln ganz und gar nicht mehr Herr werden. Und ebenso ist **Landesverweisung** das Eingeständnis eines Landes oder Staates, er könne die durch einen Menschen gegebene Gefahr innerhalb seiner Grenzen durch irgendwelches moralische Verhalten nicht bewältigen. Zugegeben also, daß es solche extreme Fälle und solche nichtsnutzige Individuen geben mag, die keinerlei andre Reaktion auf ihr Verhalten ermöglichen, so werden sie doch den Charakter von **Ausnahmen** an sich tragen, die eine kräftige und gesunde Nation auf das **allergeringste Maß** beschränken muß. Wo ein Staat Ausweisungen zur Regel macht und deren Anwendung seinen untergeordneten Organen anheim stellt, gibt er etwas von seiner moralischen Würde preis. Er gefährdet seine Ehre! **Gastfreundschaft** ist uraltes Gut der gesitteten Menschheit; im heutigen Völkerverkehr wirkt ihre leichtfertige Verletzung als Zeichen der Schwäche oder als Roheit.

Der Kern der nordschleswigschen Frage

Aus Nordschleswig

G. K. Daß die dänischen Agitatoren und die dänische Presse die Hoffnung auf Abtretung an Dänemark noch nicht aufgegeben haben, ja dieselbe geflissentlich nähren, ist eine altbekannte Tatsache, die nicht erst ausdrücklich konstatiert zu werden braucht. Aber man darf derartige Zukunftshoffnungen und -Träume, die im strikten Widerspruch zu allen tatsächlichen Verhältnissen stehen, nicht ohne weiteres der ganzen Bevölkerung zur Last legen — ebensowenig wie die gelegentlich vorkommenden und unbedingt tadelnswerten Ausschreitungen Einzelner — und noch weniger darf man danach die ganze Frage beurteilen. Die Bevölkerung weiß sehr gut, was sie an der alten Verbindung mit dem übrigen Schleswig-Holstein, an den Handelsverbindungen mit Hamburg, an der soliden Verwaltung des preußischen Staates und an der Zugehörigkeit zu dem mächtigen Deutschen Reiche und seinem Zollgebiete hat. Das Königreich Dänemark ist in sich zu klein und wiederum in wirtschaftlicher und geistiger Beziehung direkt und indirekt von Deutschland abhängig. Bei einer Abtretung würde Nordschleswig nur verlieren! Auch weiß man sehr gut, daß jede Abtretung eine große Menge Deutschgesinnter mittreffen würde, darunter viele mit dänischer Mutter- und Haussprache, die dennoch die Zugehörigkeit zu Schleswig-Holstein und Deutschland und die deutsche Sprache keineswegs entbehren wollen.

Der Kern der Frage ist vielmehr die Sprachfrage, nämlich die **Zurücksetzung der dänischen Sprache.** Seit dem Jahre 1888 ist das Dänische in den Volksschulen beschränkt auf sechs dänische Religionsstunden auf der Unterstufe und nur vier auf der Oberstufe, ohne daß ein sowohl aus allgemein menschlichen und wirtschaftlichen Gründen als speziell um des kirchlich religiösen Lebens willen notwendiger Unterricht in der dänischen Sprache dem zur Seite getreten wäre. Die Kinder können vielfach nicht mehr dänisch schreiben, oder sie schreiben das Dänische als wenn es Deutsch wäre. Sie sind nicht mehr im Stande, einen Brief in ihrer Muttersprache an ihre dänisch sprechenden Eltern und Verwandten zu schreiben. Dazu ist um der deutsch sprechenden Kinder willen, also insoweit mit Recht, statt des dänischen ein deutscher Religionsunterricht zugelassen. Aber tatsächlich hat dieser deutsche Religionsunterricht aus verschiedenen Gründen weit über seine Grenzen hinausgegriffen, ja das Dänische ist auf diesem Wege aus manchen Schulen geradezu verschwunden. Auch auf den Lehrerseminaren wird der Unterricht im Dänischen nicht mehr in einer für die spätere Lehrtätigkeit genügenden Weise erteilt. Es fehlen dänische Uebungsschulklassen. Auf kirchlichem Gebiete macht sich das Gleiche geltend. In manchen Gemeinden sind, statt der um der Deutschsprechenden willen erwünschten deutschen Parallelgottesdienste deutsche Gottesdienste innerhalb der Reihe der regelmäßigen Sonntagsgottesdienste eingeführt, dadurch ist den Dänischsprechenden der regelmäßige sonntägliche Kirchenbesuch unmöglich gemacht oder doch verleidet.

Auch auf den höheren Schulen (Gymnasien u. s. w.) ist der bescheidene Unterricht in der dänischen Sprache gegen früher zurückgedrängt oder bei neuen Anstalten garnicht eingeführt zum Schaden des großen Teils der Schüler, der nachher als Prediger und Lehrer, als Aerzte und Beamte, als Kaufleute oder Landleute im nördlichen und mittleren Schleswig wirken soll. **Die dänische Sprache ist ja in Nordschleswig der Schlüssel zum Herzen des Volkes,** noch stärker als in Holstein die plattdeutsche. Wenn es in der bisherigen Weise weitergeht, werden wir bald Mangel an Lehrern haben, die den dänischen Religionsunterricht in genügender Weise erteilen, und überhaupt auf allen Gebieten Mangel an Männern, die auf Grund einer Kenntnis der Sprache und Geschichte in ihrem Berufe mit dem Volke verkehren und über schleswigsche Dinge mitreden können.

Daß hier ein Mißstand, ein Fehler vorliegt, wird auch von Führern des Deutschen Vereins eingeräumt. Aber warum beeilt man sich denn nicht, diesen Fehler zu korrigieren und der dänischen Sprache diejenige Pflege zuzuwenden, die ihr sowohl als Volksdialekt als auch als Schriftsprache unter den heutigen Verhältnissen zukommt? Damit würde man die berechtigten Ansprüche befriedigen. Nichts würde mehr zur Beruhigung der Bevölkerung dienen, ja deren Sympathie gewinnen. Zugleich würde damit der dänischen Agitation der Boden entzogen und der Anlaß genommen zu einem Verschicken der jungen Leute auf Schulen in Dänemark. Nichts würde mehr zu einer allseitigen Beruhigung der Gemüter beitragen als eine gerechte, verständige und sachgemäße Politik auf diesem Gebiete.

Die ersten drei Stücke aus Nr. 9 der Zeitungsausgabe vom 13. April, das vierte Stück aus Nr. 16 der Christlichen Welt vom 20. April; das letzte war für ein Hamburger Blatt geschrieben und kommt, nachdem es dort keine Aufnahme gefunden hat, hier in seinem Hauptteil zum Abdruck.

Ausgegeben 1. Mai 1911. Für die Redaktion verantwortlich Prof. Rade Marburg i. H. Verlag der Christlichen Welt Marburg i. H.
Druck von Heinrich Bauer Marburg i. H.

und dort eine gehässigere Form erhalten. Mailand, das große Zentrum der Industrie, ist naturgemäß der Herd dieser Bewegung, welche dort energisch auch das politische Votum für die Frau fordert. Darum entsendet der heilige Stuhl nicht nur an die Modernisten, sondern auch an die Frauen scharfes Gebot: die katholische Frau hat sich der sozialen Arbeit wohl zu widmen, jedoch des Zusammenwirkens mit Andersgesinnten sorgfältig zu enthalten, denn es gibt nur die eine, heilige, alleinseligmachende, römische Kirche. Darüber loderte kürzlich der Kampf in Wort und Zeitung mit dem Nationalkomitee des Welt-Frauenbundes, das sich a-politico und a-confessionale nennt, wodurch allein es ihm möglich sei Frauen von verschiedener politisch-religiöser Gesinnung zu nützlicher sozialer Arbeit zu vereinigen. Das Interessanteste bei solchem Waffengang ist das Studium der Geister. Daß Religion etwas Anderes, Größeres sei als die Konfession, begreift kaum Einer — folglich hat nur Religion, wer sich im Burgfrieden des Vatikans befindet. Deshalb ist auch über den Religions-Unterricht in den Schulen zu keinem Uebereinkommen zu gelangen, und die Klöster verschlingen die blühende Jugend trotz aller Gesetze!

E pur si muove! und Kampf ist Leben. Merkwürdig war in dieser Hinsicht die Rede des schweigsamen Königs bei der Festsitzung auf dem Kapitol. Es war kühn, an Macchiavellis Schilderung Italiens anzuknüpfen, um an der Tiefe des Abgrundes die erklommene Höhe zu messen und das Recht des Volkes auf Einheit und Unabhängigkeit zu behaupten; noch kühner, zu betonen, Italien beweise in seiner Hauptstadt Rom die Möglichkeit „des ruhigen Zusammenlebens delle Chiese collo Stato (der Kirchen mit dem Staat), dem Bürgen der vollen fruchtbaren Freiheit von Religion und Wissenschaft. Mein Vater sagte: die antike Größe unseres Vaterlandes war universal, die neue ist national. So gab es damals ein römisches Italien, heute aber ein italienisches Rom. Jenes war der Ausdruck der Gewalt, dies ist der Ausdruck des Rechts und, wie jedes Recht, ist auch das italienische Rom unverletzlich . . ."

Die ministerielle Tribuna brachte die anfechtbaren Worte verfälscht: „della Chiesa collo Stato." Das Giornale d'Italia sagte, der König sei von der absoluten Form des Prinzips abgewichen, um eine moderne Erläuterung desselben zu geben. Daß diese folgerichtig zur Abschaffung des Paragraphen 1 des Statuto führen muß: „Die Religion des Staates ist die katholische, die anderen Religionen sind geduldet", wird offenbar empfunden; wann es aber dazu kommen wird, ist unberechenbar. Wir wissen, daß die Ideen die Tatsachen bestimmen. Die Waldenserkirche bezeugte mit ernster gottesdienstlicher Feier und Predigt, daß sie und sie allein Gottesliebe und Vaterlandsliebe zu vereinigen wisse, und kündete im anmutigen Lichterschmucke ihres Portals, daß sie da secoli fedele a Dio e alla Patria sei. Im Frauenbunde sitzen eine Anzahl evangelischer Frauen, mit denen jede dort begonnene Bewegung rechnet. Man redet von Gefängnis-Reform, Hospital-Reform und greift nach den sozial tüchtigen Kräften, welcher Farbe sie seien. Wenn einmal diese lebendigen Kräfte sich wirklich durchgesetzt haben, dann wird auch il paragrafo Uno dello Statuto fallen, von dem vor Jahren schon Ferdinando Martini im Parlament sagte: er nehme sich im Verhältnis zur Entwicklung des Vaterlandes aus, wie die im Dorf an die Stalltüre genagelte Fledermaus.

Maria Sell

Neuestes aus dem belgischen Kongo

Am 22. März 1910 sind endlich die sogenannten Reform-Dekrete erschienen, welche die öffentliche Meinung der Welt den belgischen Kongo-Regenten abgerungen hat, nachdem schon im Oktober 1908 dies Gebiet vom Staat übernommen war. Mit halbem Herzen kamen sie zu Stande. Der Kolonialrat Mr. Vauthier versagte es sich nicht, in seinem Bericht über diese Dekrete einen langen Panegyrikus auf das alte System zu bringen, sodaß sein Kollege Didderich ihm zurief: „Die Eingeborenen hatten wahrlich sehr Unrecht, sich zu beklagen", und ein anderer, Dr. Speyer, die beißenden Worte äußerte: „Mit bekanntem Talent singt Herr Vauthier das Lob des alten Regime, um sein Votum für dessen Abschaffung zu begründen!"

In Wirklichkeit ist der Sinn des Dekrets, das System der Ausbeutung und des Zwanges, natürlich unter Vermeidung blutiger Skandale, so lange als möglich beizubehalten. Wenn die zwangsweise Einforderung der Kautschukabgabe, welche den Ruin des Volkes bedeutet, wirklich nachgelassen hätte, so mußte sich dies in einer beträchtlichen Verminderung der Einfuhr zeigen. Nun aber sind im Jahr 1910 immer noch 3 Millionen 105 Tausend Kilogramm in Antwerpen eingegangen, was kaum eine Verminderung gegenüber den 3 Millionen 492 Tausend Kilogramm des Jahres 1909 bedeutet, wenn man die Erschöpfung der Produktionsgebiete in Betracht zieht.

Wir stehen jetzt im Zeichen der Abwiegelung. Man will endlich Ruhe haben vor der so lange schon dauernden Agitation der wenigen noch im Kampfe stehenden Freunde der Schwarzen: man will in Ruhe der goldenen Früchte genießen und wird nicht müde, zu behaupten: Die Kongo-Ligen stoßen offene Türen ein.

Aber Nichts ist perfider und unwahrer, als dieses Girren der Friedensschalmeien, wo kein Friede ist. Vielmehr muß frei und offen gesagt werden, daß die belgische Kongoreform eine halbe, ja großen Teils eine Scheinreform ist. Der Kolonialminister Renkin hat kürzlich, Februar 1911, in der belgischen Kammer einen Brief des verdienten amerikanischen Baptistenmissionars Rev. J. Clark in Ikoko verlesen, um darzutun, daß nunmehr gerade die Missionare, welche 1905 vor der Untersuchungskommission die schwersten Anklagen gegen die Schreckensherrschaft im Kongo führten, die völlige Besserung der Zustände feststellen, namentlich infolge Wegfalls der Steuer in Natura mit Zwangsarbeit, durch Einführung von barem Geld in der Kolonie. Nur Schade, daß dies lediglich am Stromlauf des Kongo, an der zugänglichen Verkehrsader der Fall ist, während im weiten, tiefen Binnenland, wo der Kautschuk wächst und wo die alten Steuereintreiber an der Arbeit bleiben wie zuvor, auch dieselben Bedrückungen im Schwange gehen. Im Kongo ist die Reform die Tapete, das Hinterland wird sorgfältig vor der Reform bewahrt, und vollends wo die Konzessionsgesellschaften herrschen: also in einem Fünfteil der Kolonie. Und selbst wo keine Konzessionen bestehen, wurde gewissen Gesellschaften eine solche Machtfülle zugestanden, daß sie nun ertrotzen, was sie wollen. Wir berichteten schon mehrfach über die mächtigste derselben: die nur allzu berühmte Kasai. Als Renkin auf den 1. Juli 1910 ihr Gebiet dem Freihandel offen erklärte, verlangte sie für die Entziehung des ihr tatsächlich gegebenen Monopols eine Entschädigung von ungefähr 40 Millionen, und der Streit endete damit, daß — sich der Staat eine Vergütung von 12 Millionen von der Gesellschaft zahlen ließ, gegen Abtretung der Anteilscheine von 50%, welche der Staat an dem Unternehmen besaß, wogegen nun die Gesellschaft aller Einmischung des Staats ledig und ihr eigener Herr ist, natürlich auch gehörig dafür sorgen wird, daß der Freihandel ihr keine Konkurrenz machen wird. Auch klagen bereits deutsche Handelskreise, daß die Möglichkeit, neben der Monopolherrschaft solcher Gesellschaften anzukommen, total ausgeschlossen ist. (Vgl. Frankfurter Nachrichten vom 4. April: Ostafrikanische Verkehrs-Politik.)

Wie es nun aber „hinter der spanischen Wand" heute noch im Kongo zugeht, davon zeugt ein Bericht des Missionars D. C. Davies vom Februar 1911 über die Zustände in Aruwimi:

Hier ist Kautschuk immer noch die Abgabe, welche Hunderte von Eingeborenen dem Staat in den Inlandsdistrikten entrichten müssen, während nur an den Ufern des Hauptflusses Geldabgabe statt Zwangsarbeit eingeführt und dadurch die Lage der Schwarzen etwas gebessert ist.

Dringt man aber ins Hinterland, auch nur auf wenige Tagemärsche vom großen Kongostrom abseits, so trifft man mit bitterer Enttäuschung auf das alte System, das hier noch in voller Uebung steht. Als wir einige der größten Dörfer besuchten, die wir bisher im Kongo sahen, waren wir über die Abwesenheit aller männlichen Einwohner, außer einigen kleinen Buben, alten gebrechlichen Männern und einigen Häuptlingen, erstaunt. Die Männer des Dorfes waren alle in der Tiefe der Wälder zum Sammeln der Kautschukabgabe.

Unsre Erbitterung nahm zu, als wir Dutzende, ja Hunderte wohlgebauter Hütten vernachlässigt und verlassen fanden, manche davon verfallen, weil die Leute im Walde die „Taxe“ beschaffen und die Weiber, Witwen, Schwestern und Mütter die Felder zu bebauen, das Essen zu kochen und den Männern auf weite Strecken hin zu bringen hatten. Weiterhin entdeckten wir, daß die Leute in dem feuchten Waldesinnern bis zu zwei, ja drei Monaten ununterbrochen auf Befehl der weißen Herren verweilen müssen, um die geforderte Masse von Kautschuk zu liefern. Und wie leben sie in dieser Zeit? In elenden momentanen Schlupfwinkeln aus Stangen und Blättern, deren wir viele auf unserer Reise sahen. Von ihrem Heim, das sie gerade so lieben wie wir das unsrige, sind sie so die halbe Zeit und länger ferne, um „dem Staat seine Steuer zu zahlen“! Einmal schlugen wir unser Lager bei solch einem kleinen Trupp von Gummi-Sklaven auf. Bis tief in die Nacht mußten sie eifrig dem Prozeß des Gerinnens des kostbaren, über Tag gesammelten Saftes obliegen. Diese Gruppe war drei Tagereisen von zuhause entfernt. Sie erzählten, daß vor einigen Wochen 35 Männer und zwei Häuptlinge die Flucht ergriffen, weil sie zuerst wegen ungenügender Lieferung geprügelt und dann in den Wald zurückgeschickt wurden, um mehr zu beschaffen. Diese Flüchtlinge leben nun als Heimatlose, bis sie von den Soldaten wieder eingefangen und zu neuer, hoffnungs- und endloser Plage gezwungen werden.

In einem andern Dorf mußten die Leute drei Monate hinter einander im Walde zubringen und brauchten nicht weniger als 5 Tage, um zu den Kautschuk-Gründen zu gelangen, im eigentlichsten Sinn in „Finsternis und Todesschatten.“ Und das alles geschieht, während das Gesetz als Grenze der Leistung 40 Stunden im Monat vorschreibt, und der Rest der Zeit den Leuten für ihre eignen Geschäfte gehören soll. In Wirklichkeit beträgt aber die Zeit der Sklaverei in dem von uns besuchten Distrikt sechs und in einigen Fällen acht Monate des Jahres, und selbst die wenige übrige Zeit ist ihnen nie gesichert. Wann wird diesen Elenden einmal ein Tag der Freiheit und der Gerechtigkeit anbrechen? Im tiefen Hinterland sind sie stimmlos und hilflos; sie haben Niemand als den weißen Treiber, der so viel Gummi aus ihnen herausschlagen muß als möglich, um sich selbst bei den Obern Kredit zu schaffen. Nicht dieser Agent, sondern das scheußliche System ist schuld an so grausamer Mißwirtschaft.

So geht es heute noch zu wie vor 15 Jahren im belgischen Kongo, nämlich in jenen weiten Gebieten, wo man weiß, daß Niemand nachschaut, wo man die Vergnügungsreisenden und die Minister und die Kronprinzen und Herzöge nicht hinführt. Das versteht man in Brüssel unter Reform! Daher die zahllosen Tonnen Kautschuk als Staatsabgabe, welche das Budget auch für 1911 immer noch mit $10\,^1/_3$ Millionen Franken anschlägt.

Wer ist noch so naiv zu glauben, Belgien werde wirklich je von sich aus ernstlich reformieren, oder gar eine neue Orientierung seiner Kongopolitik von der Ausbeutung zu einer Hebung, Erziehung, Aufrichtung der Eingeborenen bis zu einem menschenwürdigen Dasein einschlagen? Darum dringt auch die deutsche Kongoliga auf eine neue Konferenz der in Afrika beteiligten Mächte, denn nur mit deren ehrlichem und eisernem Willen ist im Kongo noch der wertvollste Besitz: der Eingeborne, vor totaler Verelendung zu retten. Und das Zeugnis von Rev. Davies steht nicht etwa allein. Wie der Generalsekretär der Baptisten-Mission in London an Morel schreibt, haben drei seiner Missionare aus den letzten Monaten von dem Fortbestehen des alten Rubbersystems mit seinen grausamen Bedrückungen berichtet. Siehe auch die April-Nummer des Missionary Herald S. 98, wo es heißt:

In mehreren der Bezirke, wo Weiße leben oder reisen können, ist eine Besserung vorhanden, aber zweimal in den letzten Monaten haben unsre Missionare in Upoto aus dem Bodala-Gebiet schwere Mißbräuche und grausame Behandlung der Schwarzen durch Rubber-Agenten berichtet, die wir gehörigen Orts anzeigten und auf geeignete Abhilfe warten.

Zum Schluß noch ein Lied der Schwarzen im belgischen Kongo, wie es uns derselbe Missionary Herald vom April 1911 mitteilt:

Esu totiisi la baliteli bo haii so kali

Wir haben keine Hoffnung auf Frieden

Weshalb bricht uns der Tag an? Weshalb fällt Dunkelheit ein?
Mit der Hitze kommt Fieber. Die Nacht überzieht uns mit der Kälte des Todes,
Erinnerung bringt uns keine Kunde dieser tiefen Geheimnisse:
Warum der Schatten der Nacht, warum die stechende Hitze des Tages?

Geister des Unheils, Gefahren der lauernden Stunden
Umschleichen nicht ziellos die Heimstätten, die wir lieben.

Der Schrei eines Verlornen, Stöhnen des Todes:
Das macht die Nacht so schrecklich. Wohin treiben wir?

Das Morgenrot bringt nicht Trost. Nähert sich nicht schon wieder die Nacht?
Schreckbar und einsam gibt Natur uns nicht Frieden.
Der Freund ruft dem Freunde, doch nur ein Seufzer des Echos
Bricht das dumpfe Schweigen: Gib uns Frieden, zu sterben!

Könnte nur dieser Friede des Todes uns umfangen,
Wie froh würden wir unsre Last bei Seite legen!
Aber Tod ist nur der Eingang zu einem Leben,
Fürchterlicher noch als dieses. Endlos ist unser Kampf.

Wie weit muß es mit einem Volk gekommen sein, bis es solche Lieder singt? H. Christ-Socin

---

Harnack

Am 7. Mai wird der sechzigste Geburtstag Adolf Harnacks begangen werden. Nicht nur im Familienkreise, sondern unter großer herzlicher Teilnahme Vieler. Ich gestehe offen, daß ich diese Vorwegnahme dessen, was sonst der siebzigste Geburtstag brachte, zehn Jahre früher, nicht zu schätzen vermag. Werden denn unsre großen Männer heutzutage früher alt? Wollen wir denn darauf verzichten, Harnack den Siebzigjährigen zu feiern, frisch und rüstig und schaffensfreudig wie jetzt? Aber unser Geschlecht kann nichts mehr erwarten. Und wenn denn gefeiert werden soll, so werden wir unser Recht, mitzufeiern, gerne geltend machen.

Wir haben ein Recht auf Harnack, wir von der Christlichen Welt.

Darf ich die Begründung unsers Anspruchs mit einigen persönlichen Erinnerungen einleiten? Sie führen nach Leipzig. Drei Semester hatte ich dort als Student der Theologie zugebracht, ohne zu wissen, daß Harnack da war. Wie ich dazu kam, mich für das vierte Semester zum Besuch seiner „kirchenhistorischen Gesellschaft“ zu entschließen, weiß ich nicht mehr. Aber von da an habe ich keine seiner Vorlesungen versäumt und noch als Kandidat bei ihm Kirchengeschichte ersten Teil gehört. In diesem Semester (W. S. 1879 auf 80) bekam er den Ruf als Ordinarius nach Gießen. Seine Zuhörer und Schüler versuchten, ihn in Leipzig zu halten und legten eine Petition an den sächsischen Kultusminister aus. Ich brachte sie nach Dresden, zum Minister von Gerber; der meinte unter Anderm, es sei einem jungen Dozenten ganz heilsam, wenn er einmal die Universität wechsle. Womit er ohne Zweifel Recht hatte.

In diese Leipziger Zeit Harnacks, näher in seine „kirchenhistorische Gesellschaft“ von 1876/77 bis 1879/80 gehen die tiefsten Wurzeln der Christlichen Welt zurück. Damals umfing uns unter seinem Einfluß eine innige Geistesgemeinschaft, und manche Freundschaft wurde inmitten dieses Erlebnisses geschlossen, die fürs Leben gehalten hat. Sogleich im ersten Semester lernte ich Wilhelm Bornemann und Friedrich Loofs kennen, Andre fanden sich hinzu, später trat der etwas jüngere Paul Drews in unsern Kreis. Damit sind die vier Namen genannt, die über dem ersten Ausgang der Christlichen Welt gestanden haben. Genau zehn Jahre nach unsrer ersten Begegnung: Herbst 1886. Der aber als Meister und Freund, einflußreich vor allen Gesinnungsgenossen sonst, uns in dies Unternehmen hinein begleitete, war Adolf Harnack.

Er hat uns nie bevormundet oder gar vergewaltigt. Er hat keine Schule aus uns gemacht und die Christliche Welt niemals als sein Organ in Anspruch genommen. Gehörten wir einer Schule an, so war es die Albrecht Ritschls, der auch Harnack diente. Er vermittelte ja uns in Leipzig unter dem Kopfschütteln der dortigen Koryphäen das Verständnis Ritschls. Umso nachhaltiger, weil er so gar nicht auf uns drückte. Der Reichtum von Anregungen, der von ihm ausging, die Freiheit, die er uns ließ, die Kameradschaftlichkeit, die er bei aller letzten Zurückhaltung mit uns pflegte, ließen keinen Zwang der Einseitigkeit aufkommen. Aber indem er das ganze Rüstzeug moderner Geschichtswissenschaft vor uns ausbreitete und die weiteste Perspektive großer Aufgaben uns öffnete, sammelte er uns

zugleich ohne Aufhebens ganz selbstverständlich in dem Mittelpunkte des Evangeliums. Wir verloren uns nicht in ungemessene Weiten, wir wurden in all dem Vielerlei erst recht konzentriert.

Ich vergesse Ritschls Verdienst um diese unsre Position nicht. Aber ein Blatt wie die Christliche Welt konnte nur unter dem Sterne Harnacks geboren werden. Viel Wertvolles von ihm haben die ersten Jahrgänge gebracht: ein Blick in seine „Reden und Aufsätze" zeigt das am bequemsten. Wenn er seit mehreren Jahren als Mitarbeiter zurückgetreten ist, so stand er doch bis heute treu zu uns. Und wenn er es immer ablehnte, Führer sein zu wollen, auch daraus das Recht ableitete auf eigne Faust in wichtiger Sache vorzugehn, so sind wir unserseits ihm treu gefolgt. Ich denke an die ernsteste Episode, die wir zusammen durchgemacht haben: den Apostolikum-Streit 1892. Dieser kam über uns ohne Verabredung und Vorbereitung; aber wir standen zu ihm wie Ein Mann. Wer hat unsre Geschichte mehr bestimmt als Harnack? Der Eisenacher Erklärung von damals entsprangen die alljährlichen Tagungen der Freunde in Eisenach! Harnack war immer zugegen. Er sprach oft das entscheidende Wort; und wo die sachlichen oder methodischen Gegensätze dafür zu stark waren: ohne ihn und seine Rede wäre es keine rechte Tagung gewesen. Auch wenn bei andrer Gelegenheit die Freunde der Christlichen Welt zusammenkamen, machte er es so sicher möglich wie kaum ein Andrer, zu kommen und zu bleiben. Trotz wachsender Arbeit, Verantwortung und Bedeutung.

Wie man Harnack als Gelehrten einschätzen mag, kümmert uns an diesem Orte wenig. Seine gelehrte Wirkung reicht weit über die zünftige Theologie hinaus, er gehört der Wissenschaft als einem Ganzen an. Dennoch wird er von der Geschichte der Wissenschaft immer als Theologe gewürdigt werden müssen. Was für profane Aufgaben ihm auch zugefallen sind, er ist kein Profangelehrter. Sein Herz schlägt dem Evangelium; die Kritik seiner Dogmengeschichte war epochemachend, weil sie religiöse Kritik ist; sein „Wesen des Christentums" ist ein Bekenntnis; die Proben konservativster Behandlung der neutestamentlichen Literaturgeschichte, mit denen er neuerdings in Erstaunen setzt, zeigen ihn auf derselben Bahn. Die Kirche, für die er lebt, hat sich die Kraft seiner Verkündigung ebenso wie sein Organisationsgenie entgehen lassen, als sie in seinen besten Jahren für sie zu haben waren. Er hat Konsequenzen daraus gezogen, ohne doch persönlich seinem innersten Beruf untreu zu werden. Und wir alle, die wir von Generation zu Generation ihm näher treten durften, wir von der Christlichen Welt zumal, leben mit von dem, was wir religiös durch ihn empfangen haben.

So versteht sich denn freilich die Feier seines sechzigsten Geburtstags für uns von selbst: eine heimliche Feier, still im Herzen, voll Dankbarkeit — von der wir nun doch Zeugnis ablegen, weil die Welt keinen Respekt haben würde vor unsrer reinen Innerlichkeit. Und seinen siebzigsten und achtzigsten Geburtstag wollen wir noch viel lieber feiern. R

Erwiderung an Bonus

Artur Bonus wendet sich in Nr. 15 gegen mein Votum im Falle Jatho. Darauf möchte ich Folgendes erwidern.

Ad 1. Der Pfarrer soll in der Verkündigung des Evangeliums weder von oben noch von unten abhängig sein. Es handelt sich hier um die andere Frage, wer schließlich darüber entscheiden soll, ob auch wirklich das Evangelium verkündigt wird. Da ist es nun meine und vieler anderer Männer (vergl. den Artikel von Harnack) Ueberzeugung, daß das Spruchkollegium eine geeignete Instanz und keine Versammlung der „Viel zu Vielen" bildet. Natürlich trägt das vielangefeindete Kollegium den Stempel der Unvollkommenheit — wie Alles auf der Welt — an sich. Aber die nach dem Rezepte von Bonus verfaßte Kirche wäre ohne Zweifel noch viel unvollkommener.

Ad 2. Die religiöse Wahrheit ist eine Sache des Erlebens, die religiöse Wahrhaftigkeit eine Sache des Charakters. Beide haben mit Verfassung und allgemeinem Priestertum unmittelbar nichts zu tun. Sie sind teils Ergebnis, teils Vorbedingung jedweder echter Religiosität (buddhistischer ebenso, wie christlicher). Das allgemeine Priestertum dagegen ist ein historischer, von Luther stammender Begriff, welcher nur vom evangelischen Standpunkt zu begreifen ist. Aber um das alles handelt es sich hier garnicht. Das Spruchkollegium (von der Verwaltung ganz zu schweigen) hat weder religiöse Wahrheit im absoluten Sinne festzustellen, noch religiöse Wahrhaftigkeit anzuzweifeln, sondern lediglich zu entscheiden, ob der in Frage kommende Pfarrer evangelisches Christentum verkündet. Wird der Kirche dieses Recht abgesprochen, so verwandelt man sie in eine religiös-philosophische Gesellschaft.

Ad 3. Eine gewisse Differenz des Glaubenslebens gehört sicher zum religiösen Reichtum einer Kirche, eines Volkes. Aber sie darf sich in einer Kirche, als einer Glaubensgemeinschaft, nicht zur Gegensätzlichkeit steigern.*) Irgendwo muß die Grenze gezogen werden. Oder will Bonus in der Landeskirche auch katholische, jüdische, buddhistische rc. Prediger um der „Differenz" willen vor „behördlicher Schikane" (der Ausdruck ist charakteristisch) in der evangelischen Kirche schützen? Dem Bonusschen Mischmasch von Kirche — ihr Grund und Eckstein würde die Freiheit, nicht das Evangelium sein — zöge ich mir denn doch bei weitem das amerikanische Freikirchentum vor! Da weiß doch wenigstens Jeder, was er an seiner Kirche (Sekte) hat. Man darf unmöglich Vergewaltigung nennen, wenn die Kirche zu Jatho sagt: Wir achten dich hoch, aber du gehörst nach deiner ganzen Anschauung nicht mehr in unseren Kreis. Es wäre umgekehrt eine Vergewaltigung der Kirche, die Etablierung der Anarchie, wenn man ihr solches nicht gestatten wollte.

In diesem Zusammenhange wird auch das Wort „Volkskirche" so viel mißbraucht. Der Begriff Volkskirche bedeutet keineswegs, daß alles Volk, gleichviel wozu es sich bekennt, in die Kirche hineingehört, sondern daß ihre Glieder in sie hineingeboren, im evangelischen Glauben getauft und erzogen werden. Nichts Anderes.

Schließlich will man die Bekenntniskirche zur Gesinnungskirche machen. Indessen ist das nur ein Wortspiel; denn auch in der sogenannten Gesinnungskirche könnte man nicht jede Gesinnung dulden. Auch in ihr müßten zum Schutze der evangelischen Gesinnung Grenzen gezogen werden, und Menschen darüber wachen, daß keine Grenzüberschreitungen erfolgen. Dies ist nun einmal das Los jeder Organisation auf Erden.

Ad 4. Die „Freiheit religiöser Ueberzeugung" sollte nach meinem Artikel keineswegs unterbunden werden. Das von mir gebilligte neue Verfahren erleichtert ja gerade die persönliche Freiheit, indem es dem Spruch den strafrechtlichen Charakter nimmt. Ich schlug lediglich gewisse Aenderungen landeskirchlicher Einrichtungen vor zu dem Zwecke, statthafte Differenzen im Kultus zu ermöglichen. Dieser Vorschlag müßte, zum mindesten im Prinzip, von Bonus freudig begrüßt werden. Stattdessen weist er ihn mit Entrüstung ab und sucht ihn kurzer Hand als beabsichtigtes „Tauschgeschäft" zu diskreditieren. Nun, es gibt doch sehr schöne Tauschgeschäfte! Ich erinnere an jenen Kaufmann, der eine köstliche Perle fand und dafür alles Andere hingab. Man lasse sich also durch ein Schlagwort, wie „Tauschgeschäft", nicht einschüchtern; vielmehr betrachte man den Vorschlag lieber sachlich und nüchtern. Wir wollen uns auch hier von Wortknechtschaft losmachen.

Die letzten Ausführungen von Bonus wären besser ungeschrieben geblieben. Sie zeigen schlagend, daß der Fall Jatho

*) Sehr geschickt und wahr ist diese Gegensätzlichkeit in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung (vergl. Reformation Nr. 16: Vom Glaubensbekenntnis Jathos) herausgearbeitet. Ich teile nicht die Ansicht von Professor Rade, daß das Glaubensbekenntnis, welches Jatho seinen Konfirmanden vorzulegen pflegt, ein wichtigeres Dokument zur Beurteilung des Jathoschen „Christentums" ist als seine Antwort an den Oberkirchenrat. In letzterer spricht er selbst, in ersterer lehnt er sich an die Sprache der Ueberlieferung an. Wenn ich ersteres unbefangen lese, so stimme ich dem Wortlaut restlos zu; ja es ergreift mich weit mehr und erscheint mir ein viel passenderer Ausdruck für unser positives Christentum zu sein, als das Apostolicum. Indessen, kenne ich die bewußte Antwort, so weiß ich, daß die Worte anders gemeint sind, und kann ich ihnen nicht mehr zustimmen. Der Buchstabe ist eben letztlich nicht entscheidend, sondern der Geist.

in „großzügiger Weise“ zu einem Angriff auf Konservatismus und konservative Parteien benutzt werden soll. Bisher habe ich mich gesträubt, zu glauben, daß der kirchliche Liberalismus diese Absicht verfolgt; wiewohl ich es schon mehrfach hörte. Nunmehr muß ich es doch aber wohl annehmen.*) Was hat in aller Welt der Fall Jatho mit den Dingen zu tun, die Bonus im zweiten Teil der Ziffer 4 anführt? Ich möchte darauf nur kurz bemerken, daß ich glaube, die evangelische Religion ist im „preußisch-deutschen Konservatismus“ — trotz mancher unnötigen Hartnäckigkeit jener Partei in Nebenfragen, die von ihr fälschlich mit für Hauptsachen unserer Religion angesehen werden — weit besser aufgehoben, als im synkretistischen Liberalismus.

von Stegmann und Stein

Verschiedenes

„Amida Buddha unsere Zuflucht.“ Urkunden zum Verständnis des japanischen Sukhâvatî-Buddhismus, von H. Haas. Mit zwölf Abbildungen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1910. (Religions-Urkunden der Völker, herausgegeben von J. Boehmer. Abt. 2, Bd. 1.) 6, geb. 7 Mk.

Als der Referent früher einmal in dieser Zeitschrift das von A. Bertholet herausgegebene Religionsgeschichtliche Lesebuch anzeigte, bemerkte er, die Idee einer derartigen Sammlung habe bereits länger gleichsam in der Luft gelegen und komme einem deutlichen Bedürfnis entgegen. Die von J. Boehmer herausgegebene Serie „Religions-Urkunden der Völker“, die seitdem ans Licht getreten ist, bestätigt dies aufs neue. Sie geht aus demselben Bedürfnis hervor wie jenes Lesebuch, dem immer mehr um sich greifenden Studium der vergleichenden Religionsforschung das nötige Material autoritärer Zeugnisse zu bieten, befriedigt aber dies Bedürfnis in viel umfassenderer Weise als das im Rahmen eines einzigen Bandes möglich war. Das auf eine große Anzahl von Bänden in verschiedenen Abteilungen angelegte Unternehmen berechtigt zu hohen Erwartungen. Manche der Bände werden bereits Bekanntes in neuer Bearbeitung bringen, andere aber auch ganz Neues. Zu letzteren gehört der uns vorliegende Band von Haas, wenigstens ist weitaus das Meiste, was uns hier vorgelegt wird, bisher unübersetzt gewesen.

Wir lesen hier Schriften, welche zwei der einflußreichsten japanisch-buddhistischen Schulen („Sekten“), die Jôdo-shû und die Jôdo-shin-shû (oft auch kurz nur Shin-shû genannt), hervorgebracht haben, Schriften populär erbaulichen Charakters. Sie ermöglichen also dem Leser der Uebersetzung, das Gedanken- und Empfindungsleben, welches in diesen Schulen des Buddhismus herrscht, sich klarzumachen. Besonders tiefsinnigen Inhalt wird der europäische Leser wohl nicht grade finden, weder nach der gedanklichen noch nach der gemütlichen Seite hin. Aber das ist ja in allen Religionen ähnlich. Die praktisch erbaulichen Schriften zehren meist von großen Gedanken Anderer und wollen selbst das Wertvolle eben nur in immer neuen Wendungen betonen und ans Herz legen, also, wie man es nennen mag, eine Art Suggestion üben, die den Hörer und Leser zur Aneignung der Wahrheiten bringen soll. So auch hier; und zu beobachten, in welcher Weise der buddhistische Homilet das anfängt, ist gewiß nützlich und lehrreich genug. Vorgelegt werden im ganzen elf Texte, die meisten kurz (einige nur 1—2 Seiten, andere 6—13 Seiten), zwei indeß, und das ohne Frage die merkwürdigsten, von größerem Umfange, nämlich die beiden Schriften des Kôa Shônin: „Mida Nyorais vorzeitliches Gelübde — unsere Zuflucht“ und „Das Wichtigste von dem Reinen Lande im Westen“ (S. 43—84 und S. 84—116). Früher bereits übersetzt waren nur die letzten beiden Texte (die Shin-shû-Doctrin von Akamatsu Renjô und die Predigten von Tada Kana-e). Den übersetzten Texten selbst schickt Haas zwei Einleitungen voraus, eine „Allgemeine Einleitung“, welche (nach Vorbemerkungen) jene Einführungen in die Lehre und Geschichte der zwei in Frage kommenden Schulen deutsch wiedergibt, welche in Bunyiu Nanjios bekanntem Buche über die japanischen Schulen A short history of the twelve Japanese Buddhist sects englisch zu lesen ist; sodann eine Spezialeinleitung, in der über die Verfasser der übersetzten Texte und über diese selbst das Nötige gesagt wird. Daß diese einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Texten von diesen selbst getrennt sind, will mir nicht praktisch erscheinen. Ich hätte lieber die Orientierung über Verfasser und Charakter der Schrift jedesmal unmittelbar vor dem betreffenden Texte gehabt. Eine Reihe Verweisungen und ein lästiges Hin- und

*) Ich weiß nicht, wieso die Ausführung eines outsider wie Bonus dazu berechtigt. Gegen eine Vereinerleiung von religiösem und politischem Liberalismus werde ich, wie Herr Dr. von Stegmann weiß, immer tun, was ich kann. Aber damit können und wollen wir nicht verhindern, daß sich auch der politische Freisinn auf die religiösen Wurzeln seiner Kraft besinnt, und können nicht übersehen, daß die Hand des politischen Konservatismus im vergangnen Jahrhundert schwer auf der evangelischen Kirche Preußens gelegen hat und noch liegt. — Von Bonus erscheint in diesen Tagen eine Streitschrift zum Fall Jatho, in Jena bei Diederichs. D H

Herblättern wäre so erspart geblieben. Doch das ist eine Nebensache. Im ganzen ist die Arbeit von Haas sehr verdienstlich und mit großer Sorgfalt ausgeführt. Schriftstücke wie die hier übermittelten sind ganz gewiß für das Studium der lebendigen Religion von mindestens ebenso großer Bedeutung wie die eigentlich grundlegenden, die „kanonischen“ Bücher, die ja seit langem schon so eingehend studiert sind. Wer den ostasiatischen Buddhismus noch nicht näher kennt, den wird bei der Lektüre der hier gebotenen Texte gewiß sehr überraschen, welch eine Rolle für diese Buddhisten der „Glaube“ an Amida spielt und wie dieser Glaube, alle Werke zunächst ausdrücklich ablehnend, eine scheinbare Parallele zu dem Glaubensprinzip der Reformation darstellt. Eine scheinbare! Denn jede tiefer dringende Betrachtung zeigt eben doch bald, daß der buddhistische Glaube (der übrigens im ganzen Mahâyâna schon seit Asvaghosha und seiner Schrift über die „Weckung des Glaubens“ sich geltend macht und in der japanischen Shin-shû nur besonders nüanciert worden ist) sich von dem protestantischen Glauben trotz beiderseitiger Ablehnung der Werke wesentlich unterscheidet. Es ist doch eben nur der Glaube, daß Amidas Güte ins Paradies helfen wird. Luthers Glaube an den gnädigen Gott, den Vater in Jesu Christo, ist doch weit innerlicher geartet. Aber solche Verschiedenheit bei aller Aehnlichkeit ist grade das Lehrreiche am Studium dieser Schriften. Gelegentlich war ich nicht ganz sicher, ob nicht der Uebersetzer dem Sinn des Originals eine leichte Färbung nach dem Christlichen hin durch die Wahl seines Ausdrucks erst gegeben hat. Die japanischen Urtexte sind ja (leider) nicht beigefügt, sodaß eine gegründete Beurteilung der Uebersetzung erst möglich wäre, wenn man sich von Japan die Originale schicken ließe, was mir der Mangel an Zeit verbietet. Zuweilen fügt allerdings Haas in einer Anmerkung den japanischen Ausdruck hinzu, freilich ohne die chinesischen Schriftzeichen (soweit dieselben in Frage kommen), sodaß mir manches unklar blieb. Ob aber Wendungen wie (S. 58) „Ei, du frommer Knecht! Ei, du fromme Magd!“ oder (S. 64 u. ö.) „Herr, hilf!“ u. ä. nicht zu sehr an unsre Bibelsprache anklingen? Der Uebersetzer liebt überhaupt offenbar einen etwas altertümelnden und biblisch angehauchten Stil, wohl in Folge seiner langen Tätigkeit als Prediger (vergl. „wärs etwan ein zehendmal“ S. 97; Hônen Shônin „segnete das Zeitliche“ S. 22; „zu basser Freude“ S. 26; „um alle Gerechtigkeit zu erfüllen“ S. 2; „den geistlichen Hunger stillen“ S. 4; „bei Buddha ist kein Ding unmöglich“ S. 113 und sonst noch sehr häufig). Man sollte aber doch mit der Annäherung des Ausdrucks an christliche Wendungen sehr zurückhaltend sein, da sie leicht gerade Unterschiede verwischt, die doch da sind. — Die Transskription der vorkommenden chinesischen Wörter ist nicht befriedigend. Die Aspiration wird manchmal durch den Spiritus (z. B. S. 105: T'ai, S. 2: T'ien), manchmal durch zugefügtes h bezeichnet (S. 98: Than, S. 111: thu). Meistens ist überhaupt eine heute veraltete Transskription der chinesischen Zeichen noch befolgt (Than-lwan S. 98. Thien-tsin S. 119 u. A.). Die Transskription des Giles'schen Lexikons sollte heute allgemein angenommen werden. Das bekannte T'ien t'ai Gebirge heißt S. 2 T'ien tai, S. 111 und 112 gar Tien tai. Uebrigens ist im ganzen sehr korrekt und vorsichtig gedruckt, und ein sehr sorgfältiges Namen- und Sachregister leistet dem Leser vorzügliche Dienste.

Heinrich Hackmann*)

Die Erschließung Japans. Erinnerungen des Admirals Perry. Bearbeitet von Dr. A. Wirth und Dr. Adolf Dirr. Hamburg, Gutenberg-Verlag 1910. 375 S. mit 6 Vollbildern. 6, gebunden 7 Mk.

Man braucht nicht mit den beiden Uebersetzern dieses Memoirenwerks, des zweiten Bandes der von Dr. Ernst Schultze in Verbindung mit hervorragenden Geographen herausgegebenen „Bibliothek denkwürdiger Reisen“, dafür zu halten: „Die japanische Gefahr ist die vornehmste Sorge der Zukunft“ (ein Satz der Vorrede, der sicher aus der Feder des temperamentvollen Historikers Wirth, jetzt Dozent an der Universität München, geflossen ist), und wird ihnen doch Dank wissen können, daß sie es auf sich genommen, der deutschen Leserwelt den Bericht über die Expedition zugänglich zu machen, durch die der nordamerikanische Commodore Perry 1853/54 in friedlicher Weise das Inselreich Dai Nippon zur Aufgabe seiner strengen Ausschließungspolitik zu bringen wußte. Einem Japaner Katsu, der bei den Verhandlungen, die zwischen dem Admiral und den japanischen Behörden geführt wurden, selbst zugegen war, entstammt die Aeußerung: „Ein Mann, der, gestützt auf Schiffe und Kanonen, wie Perry, mit solcher Höflichkeit, Güte, Geduld und doch Festigkeit auftritt und im Besitze dieser Macht sich ihrer nicht bedient, ist entweder kein Barbar, oder aber die Japaner täten gut daran, selber Barbaren zu werden.“ Wer es so verstanden, als Erster in der Welt des fernen Ostens die Ahnung von einem überlegenen geistigen Leben zu wecken, hätte längst Anspruch darauf gehabt, auch bei uns mehr gekannt zu sein. Das nun in guter (stark gekürzter!) deutscher Uebersetzung vorliegende Werk läßt aber nicht nur den Kulturpionier kennen, der durch die geschickte und taktvolle Erledigung seiner politischen Mission die neuste Periode in der Geschichte Japans und Ostasiens einleitete, es ist auch ein schätzbarer Beitrag zur Kenntnis des Orients und besonders des japanischen Volkes, wie es in den letzten Tagen der Tokugawazeit dem fremden Beobachter sich präsentierte. Seitdem hat sich seine Art ja in vielem Betracht gewandelt. In manchem wieder ist es freilich auch beim Alten geblieben. „Genau so auch noch in der Gegenwart“ bemerkt z. B. treffend eine Fußnote S. 279 zu den Sätzen: „Buddha- und Shinto-

*) Das vermißte Manuskript von Hackmann ist glücklich eingetroffen und erscheint in nächster Nummer. D H

gläubige sind in der Mehrzahl; die unteren Klassen sind sehr religiös, wenn sie auch mehr an der Form als am Inhalt haften; die oberen Klassen dagegen sollen in religiöser Beziehung indifferent sein, auch wohl in religiöser Spekulation oder in einem starken Skeptizismus ihr Heil suchen.“ Von den Anmerkungen, die dem Texte der ostasienkundige und belesene Dr. Wirth beizugeben für nötig erachtete, wären wohl manche zu entbehren gewesen, ganz gewiß gilt das z. B. von allen zehn Fußnoten zu S. 37. Sehr zu bedauern ist dagegen, daß eine Publikation offenbar zu spät erschien, um noch von ihm gelesen und verwertet zu werden. Als ein ganze 259 Seiten umfassendes Heft der Transact. of the As. Soc. of J. (vol. 37, part 2) hat F. W. Williams zu Anfang dieses Jahres erst das Tagebuch veröffentlicht, welches sein Vater, der bekannte Autor des standard work über China (The Middle Kingdom), als Erster Dolmetscher einer der Teilnehmer an der Perryschen Expedition, an Bord geführt. Für den Kommentator wäre dieses Journal of the Perry Expedition to Japan eine ganz unschätzbare Fundgrube gewesen, die auszubeuten Dr. Wirth sicher nicht unterlassen hätte, wenn er sie gekannt hätte. Zur Stunde kennt er sie wohl und — ärgert sich, wie's jeder Andere an seiner Stelle täte. Hans Haas

L'Evolution d'un Etat philanthropique. Par René Claparède et Dr. H. Christ-Socin. Genf, Atar 1909. 304 S. 3,50 Mk.

In diesem Buche schildert der erste der beiden Autoren den Ursprung des unabhängigen Kongostaats von 1876 bis 1885, wo die Berliner Kongokonferenz die ursprünglich rein privatrechtlichen Erwerbungen des Königs Leopold II. als Staatswesen anerkannte, und dann die Anfänge dieses Staatswesens bis 1891. Daran schließt sich durch den zweiten der Autoren eine Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse am Kongo und ein Ausblick in die Zukunft. Die beiden Verfasser sind Präsident und Vizepräsident der schweizerischen Liga zur Verteidigung der Eingeborenen am Kongo, und das Buch ist in der Tendenz geschrieben, Aufklärung zu verbreiten über die Kongogreuel. Die Lektüre wirkt geradezu erschütternd; einige Abbildungen verstümmelter und verprügelter Eingeborener tragen noch dazu bei, diesen entsetzlichen Eindruck zu verstärken. Eine spätere Generation der Menschheit wird es unbegreiflich finden, daß die sogenannten Kulturnationen alles das ruhig mit angesehen haben. Und dieses Verschulden ist um so schlimmer, als hier die rechtliche Möglichkeit einer Einmischung gegeben war. Nicht nur daß nach der übereinstimmenden Lehre des Völkerrechts grundsätzlich eine Intervention in den Angelegenheiten eines fremden Staates erlaubt ist, wenn es gilt die Interessen der Humanität zu wahren. Hier gaben gewisse ausdrückliche Zusicherungen der Kongoakte den Weltmächten sogar ein spezielles, vertragsmäßiges Recht, die Lage der Eingeborenen zu überwachen. Warum hat man es nicht getan? Diese furchtbare Unterlassung erklärt sich nur aus der allgemeinen politischen Situation in Europa. Man hat sich nicht zu einer Einmischung zusammen finden können, weil Jeder dem Andern selbstsüchtige Absichten unterschob und das nationale Interesse an freundlichen diplomatischen Beziehungen zu Belgien höher stellte wie das Interesse an den Millionen von Menschenleben, die durch die Ausbeutungspolitik des so christlich gestorbenen Leopolds II. am Kongo vernichtet wurden. Gar zu lange hat man namentlich in Deutschland ganz abseits gestanden und teilnahmlos all dem Massenelend zugeschaut. Unsere „nationalen“ Zeitungen pflegen uns ja in solchen Fällen wie auch anläßlich der armenischen Greuel immer wieder zu versichern, daß solche Vorgänge dem nationalen Interesse gleichgültig sein könnten und daß die Erregung in andern Staaten vornehmlich in England lediglich eine große Heuchelei sei, um politische Geschäfte zu machen. Zum Glück scheint es aber neuerdings, daß der sittliche Tiefstand solcher „nationalen Weltanschauung“ in Deutschland überwunden ist; den Beweis dafür erblicken wir u. A. darin, daß endlich auch in Deutschland eine Kongoliga entstanden ist. Für die Freunde dieser Bewegung bildet das Buch von Claparède und Christ-Socin mit all seinem quellenmäßigen Material das beste Arsenal. Möchte die deutsche Kongoliga eine politische Macht werden und einen Druck ausüben können auf unsere auswärtige Haltung in dieser Frage, wie der Ostmarkenverein zum Heil oder Unheil solche Macht im Polenproblem bedeutet. Das ist um so mehr zu wünschen, als ja heute leider noch gar keine Garantien gegeben sind, daß im Kongogebiet wirklich bald ein gründlicher Systemwandel Platz greift. Walther Schücking

Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte, ein Kommentar zu Augustins De civitate Dei. Mit einem Exkurs: Fruitio Dei, ein Beitrag zur Geschichte der Theologie und der Mystik. Von Privatdozent Lic. th. Heinrich Scholz. Leipzig, J. C. Hinrichs 1911.

Dies Buch ist wie schon manches andere aus dem Harnackschen kirchenhistorischen Seminar hervorgegangen. Von ihm kann man noch mehr sagen: es ist mit Harnackschem Geiste geschrieben, großzügig und doch fein zergliedernd in der Problemstellung und dem Aufbau der Gedanken, vorsichtig abwägend in der historischen Untersuchung, flüssig und energisch in der Darstellung, wenn auch wohl hier und da etwas zu apodiktisch und voreilig in der Beurteilung. Der Verfasser hebt mit entschiedener Sicherheit den Hauptgesichtspunkt des berühmten Werkes des Afrikaners hervor: „Das Werk vom Gottesstaat ist ein mit dem ganzen Rüstzeug des Geistes und der Kraft geführter universeller Beweis für die Wahrheit des Christentums, dargestellt unter dem Schlachtenbilde einer Gigantomachie des Glaubens und des Unglaubens in der Weltgeschichte, und er lehrt uns, es in seiner Einheit wie in seiner eigentümlichen Kompliziertheit zu verstehen.“ Vermissen wir gelegentlich die Bezugnahme auf die sonstigen Schriften des Bischofs, so werden wir dafür durch manche wertvolle philosophie- und dogmengeschichtliche Fingerzeige entschädigt. Sehr anziehend und instruktiv ist der Exkurs über den mystischen Begriff Fruitio Dei, in welchem freilich Augustin selbst zu kurz gekommen zu sein scheint. Wilhelm Thimme

Kleine Mitteilungen. Es gibt wirklich Christen, evangelische Christen, Kirchenchristen, denen der Fall Jatho schon „langweilig“ wird. Mehr als die Athener immer begierig, etwas Neues zu hören! Oder zu gründlich, zu vertieft in das Eine Notwendige, um bei derlei vorübergehendem Aergernis zu lange zu verweilen. Ich kann nur sagen: welch ein Mangel an Gemeinschaftssinn! und an Gehör für den Tritt der Kirchengeschichte! Auch an Fähigkeit, alle die großen Aufgaben und Nöte, die in dem Fall Jatho wie in einem Knoten zusammenlaufen, mitzuerleben, Affekt und Willen daranzusetzen! Aber das mögen, abgesehen von den ganz Indifferenten, doch Wenige sein. Die Menge der Lebendigen in beiden Lagern horcht und sorgt und rüstet sich. Eine wunderliche Verirrung ist in dieser Lage der Vorhalt: Sub iudice lis est! d. i. die Zumutung, man solle zur Sache schweigen, weil der Prozeß an die Richter gegangen sei. Es handelt sich ja eben um kein Gerichtsverfahren, dem mit größter Heimlichkeit gedient wäre. Selbst in der eigentlichen Gerichtspraxis ist das nicht durchführbar, gelegentlich nicht einmal erwünscht. Aber hier ist es ja gerade notwendig, daß das Spruchkollegium Bescheid weiß, wie Jatho auf die Gemeinde der Landeskirche und darüber hinaus wirkt. Ob Jatho und seine Gesinnungsgenossen mit den andern Kirchenchristen in Einer Gemeinschaft zusammen leben können, darum handelt es sich. Ob für dies Ganze wichtiger ist irgendwelcher Bekenntnisstand — oder die Bewahrung der Geistlichen vor dem Verdacht, sie dürften nicht predigen und lehren, was ihrer Ueberzeugung entspricht. Die Richter haben nicht nach einem Kodex unbeirrt vom Wesen der Gegenwart ihren Spruch zu tun, sondern je lebendiger und offener sie in der Wirklichkeit drinstehn, desto besser werden sie ihre Pflicht erfüllen. Wahrhaft erschrocken aber bin ich, daß man auf beiden Seiten die Richter im voraus abgestempelt hat auf ihre voraussichtliche Entscheidung hin. So etwas mag man in vertrautem Kreise tun, aber in öffentlicher Presse kann ich es nur empfinden als wider die guten Sitten verstoßend. Man mag das Spruchkollegium verwerfen; man mag angesichts des besonderen Falls die Unmöglichkeit seiner Aufgabe mit guten Gründen deduzieren: jetzt, nachdem es zusammengetreten ist, gilt es so gelassen als möglich den Gang des Prozesses abzuwarten. Auch mit Interviews und andern zweifelhaften Reporterstückchen blieben wir jetzt gerne verschont. — Es wird gut sein, solche, die das Verfahren gründlich kennen und beurteilen wollen, zu erinnern an die offizielle Ausgabe der einschlägigen Synodalverhandlungen: Verhandlungen der Sechsten ordentlichen Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens über das Kirchengesetz betreffend das Verfahren bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen. [Welch ein Buchtitel!] Sonderdruck, herausgegeben von dem Evangelischen Oberkirchenrat. Berlin, Wiegandt und Grieben 1910. 248 S. 1 Mk. — Von neuerer Literatur liegt vor: Die Berliner Jathoversammlung. Rede vom 28. März. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb. 48 S. 30 Pfg. Und: Offener Brief an Herrn Pfarrer Jatho zu Köln von Wilhelm Zwick, Pastor zu Arenshorst. Osnabrück, P. Hoppenrath 1911. 26 S. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöser Diskussionsabend. Donnerstag 11. Mai 8 Uhr Kriegsakademie Dorotheenstraße 58/59: Das Gottesverhältnis des Christentums gegenüber dem modernen Heidentum. Prof. Dr. E. Lehmann, Berlin.

Halle a. S. Mittwoch 17. Mai 3 Uhr im evangelischen Vereinshause: Unser Gesangbuch.

Plauen i. V. Mittwoch 17. Mai 8 Uhr im Hotel Plauener Hof: War Jesus Ekstatiker? Pastor Opke.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 17. Der Fall Heydorn — Die deutschen freien Religionsgemeinden — Berlin 1910 (Schluß) — Verschiedenes: Fahneneid und katholische Moraltheologie; Berufsarbeiter für Innere Mission; Kongreß der Zungenredner; Südwestafrika; Abstinente Studenten; Jesus-Tetralogie; Verband christlicher Hospize; Berliner Stadtmission.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 4. Groß ist die Diana der Epheser, Kapitel 1. Von Pfarrer Schmidt, Gleiwitz — Die evangelische Mission in Afrika. Von Pfarrer Nuesch, Zweisimmen — Aus der Mission der Gegenwart — Aus Zeitschriften und Jahresberichten — Literatur — Eingegangene Schriften.

Hilfspredigerstelle

An der **Gröpelinger Kirche** in **Bremen** soll die Stelle eines ordinierten Hilfspredigers liberaler Richtung möglichst zum 1. Oktober dieses Jahres besetzt werden. Das Anfangsgehalt inklusive Wohnungsgeld beträgt 2500 Mk. Es ist Aussicht vorhanden, daß das Gehalt erhöht und die Stelle in nicht zu ferner Zeit in eine ordentliche Pfarrstelle verwandelt werden kann.

Bewerbungen sind bis zum 1. Juni an den verwaltenden Bauherrn **C. Bosse, Bremen** Postamt 13, Goosestr. 19 zu richten.

Aelterer, verwitweter Pfarrer (Niederrhein) sucht für Leitung des Haushalts sofortige geeignete Hülfe, Pfarrerstochter bevorzugt. Anerbietungen unter **G P** an die Geschäftsstelle der Christlichen Welt, Marburg.

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München

Eine neue Künstlermappe herausgegeben vom Kunstwart

Feuerbach-Mappe

72 Reproduktionen seiner bedeutendsten Gemälde und Handzeichnungen. 30 Vollbilder, acht in zweifarbigem und sieben in vierfarbigem, die anderen in gravürenartigem Mattdruck in Meisterbilderformat auf Karten aufgezogen und 42 Bilder meist im Kunstwartbilderformat mit Text.

Text von Ferdinand Avenarius

Preis in fester Karton-Mappe ca. 12 Mark

Herzliche Bitte an Jugendfreunde

1. um Ratschläge zur Belebung von Jünglings-Vereins-Abenden mit der eben konfirmierten Jugend eines Fabrik-Vorortes.
2. um Angabe von Büchern und kurzen Erzählungen, die sich zum Vorlesen auf Jugend-Abenden als geeignet erwiesen haben.

Gotthold Donndorf stud. theol., Magdeburg-Salbke

Cand. Theol. gesucht, der die persönliche Fürsorge der Schulentlassenen männlichen Mündel übernimmt. Jährliche Vergütung 2000 Mk.

Meldungen erbeten an **Kinder-Rettungs-Verein Berlin** NW. 6.

Christliches Hospiz und Erholungsheim **Eisenach**, Barfüßerstr. 24a, ruhige, schöne Lage, herrliche Umgebung. Freundliche Zimmer mit und ohne Pension. Am Garten direkter Aufgang zur **Wartburg**.

L. Kempers

Gloeckner & Niemann

Akademische Buchhandlung

Halle-S Alte Promenade 7

besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur sowie alle Bilder und Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

Soeben ist bei mir erschienen:

Leo Tolstoi

Eine Charakteristik seines Lebenswerkes

von

Lic. Dr. Rudolph Meincke

Pastor zu St. Nikolai in Hamburg

Preis 1 Mk.

Otto Meißners Verlag Hamburg

Hermannstraße 44

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Die Töchterheime des Ev. Diakonievereins **Cassel-Wilhelmshöhe**, Lindenstraße und **Cassel-Brasselsberg**, Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.

Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf,** und **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**

Kunstwart

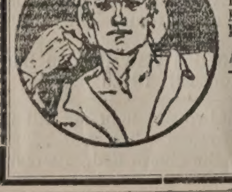
Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr

Einzelheft 75 Pf.

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Für Schule und Haus

empfehlen wir unsere preiswerten Kunstblätter **„Bunte Blätter aus aller Welt“** (alte Meister) pro Blatt 50 Pfg. „Bunte Blätter“ **Sonderausgabe** (A. L. Richter, Kuntz, Thamm, Zorn) pro Mappe (4 Bilder) Mk. 3.50. **„Dreifarbenkunst“** pro Blatt 60 Pfg. **„Die Kunstkammer“** pro Blatt Mk. 2.50.

Ein prächtiges **Konfirmationsgeschenk** bilden „Bunte Blätter“ und „Dreifarbenkunst“ auf starken, dunkelgrünen Karton (34×46 cm) gehangen; Preis Mk. 1.—; Sonderausgabe Mk. 1.50 pro Blatt. Illustrierte Prospekte gratis vom Kunstverlag

Römmler & Jonas, G. m. b. H., Dresden-A. 16

Alpines Pfarrhaus

in der Schweiz (Graubünden) nimmt kränkliche Kinder in liebevolle Pflege und Erziehung. **Kräftige, milchreiche Kost.** Langes Verweilen im Freien. Individueller Unterricht. **Sichere Erfolge.** Beste Referenzen. Pension Fr. 3—4.

Offerten nimmt entgegen unter Chiffre **L. F.** die Expedition der Christlichen Welt.

Erholungsheim Anker (Ostseebad Henkenhagen bei Kolberg)

Vegetarische Küche. **Geschützte Waldlage am Strande.** Luftbäder und Lufthütten im Waldpark. **Freie Seebäder.** Wärmekultur nach Dr. Winsch, Badearzt in Henkenhagen. Eine Aerztin. Pension von Mk. 5.— an. Vor- und Nachsaison Ermäßigung. Prospekte frei.

Jungborn Rudolf Just's Kuranstalt

Post: Stapelburg (Harz)

Zwischen Bad Harzburg und Ilsenburg

Naturheilanstalt und Erholungsheim

Große Heilerfolge bei allen Krankheitsarten. — Ärztliche Leitung.

Harz-Idyll in mittlerer geschützter Höhenlage. Saison v. 15. IV. bis 15. X. Prosp. frei.

Lehrbuch der Jungborn-Heil- u. Lebensweise v. Adolf Just, Gründer v. Jungborn: **„Kehrt zur Natur zurück!“** 7. Aufl. (20. bis 25. Tausend) eleg. gebd. ℳ 6.80 franko, **„Der Jungborn-Tisch“**, neues vegetar. Kochbuch, 4. Aufl., gebd. ℳ 1.40 franko.

Büsum Nordseebad in Holstein

(Bahnstation)

Seefahrten, Seehunds- und Entenjagden, Wattenlaufen.

Prospekte gratis durch Badekommission.

Grüner Strand

Damen-Herren und Familienbad

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 385 386 067 M. Vermögensbestand 139 260 000 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine literarische Beilage von der Buchhandlung Bodenreform in Berlin (Schriften des Bundes Deutscher Bodenreformer); und Grenzmarkenkorrespondenz Nr. 9